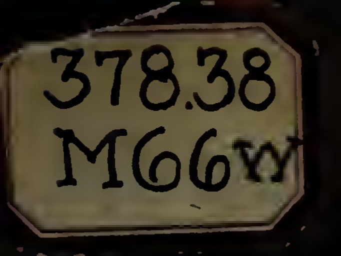


Eugen Minzenmay

Der Werkstudent

ein Berufsproblem

Der Werkstudent

ein Berufsproblem

Von

Eugen Minzenmay



Druck und Verlag von Jung & Sohn, Stuttgart

Dem verdienstvollen Führer
der „Tübinger Studentenhilfe"
Herrn Universitätsprofessor Dr. A. Hegler
in Dankbarkeit zugeeignet.

Inhalt:

Vorwort.

Die Arbeit ist aus einigen Vorträgen vor Studenten und Abiturienten der höheren Schulen Württembergs herausgewachsen. Ihr Wert kann nur in der Darstellung der Problematik der Werkstudentenidee gesehen werden, ihr Zweck in der Anregung einer lebhaften Besprechung der Frage mit dem Wunsch einer weiteren Klärung. Diese hat Bedeutung, weil die praktischen Wege der studentischen Wirtschaftshilfe mit einer verschiedenen Zielsetzung auch verschieden ausfallen. Der Werkstudent als Wirtschaftsproblem, so wie er durch die Mittelstandsnot gegeben ist, findet nirgends Ablehnung. Etwas anderes ist ein bleibendes Werkstudentenideal und damit die Forderung eines organischen Einbaus praktischer Tätigkeit und Werkarbeit in den Schul-, Studien- und Berufsplan. Es könnten völkische, soziale, berufliche, gesundheitliche Gründe so lebhaft für diese Verwirklichung sprechen, daß diese Gründe schwerer ins Gewicht fallen als die vielleicht berechtigten Bedenken. Meine persönliche Stellungnahme in der Frage sagt der Kopf der Arbeit; die Berechtigung dazu entnehme ich der Entwicklung des deutschen Werkstudenten der letzten 1½ Jahre, andererseits meiner praktischen Arbeit in dem Verein „Tübinger Studentenhilfe“.

Der deutsche Werkstudent ist dem Fürsorgegedanken der Nachkriegszeit entsprungen. Es ist vereinzelt ausgesprochen worden, daß die heutige Not noch zu einem Segen für Deutschland werden könne. „Wir wissen nicht, wozu unsere Zeit bestimmt ist.“ Der Geschäftsführer des Christlichen Weltbundes, ein Amerikaner, sprach in Marburg kürzlich davon, daß die wirtschaftliche Not der deutschen Universitäten diesen einen moralischen Vorsprung gegenüber seinen Heimatuniversitäten gegeben habe, daß die amerikanische Hochschule in ihrem materiellen Wohlstand — gerade wegen dieses — in einer tiefen moralischen Not stecke. Man kann diese Ansichten optimistisch bezeichnen, man kann auch darauf hinweisen, daß die Kriegszeit in Deutschland nicht d e n sittlichen Ernst gezeugt habe, den man so gern mit der Not verbunden glaubt. Man kann aber auch auf ein historisches Beispiel, auf den 30-jährigen Krieg und die Folgezeiten zeigen, sie brachten Studenten und Schülern eine ähnliche wirtschaftliche Notlage wie heute; die Konsequenz daraus war die umgekehrte von heute; damals ein Bettelstudententum und ein Vagabundenleben der fahrenden Schüler. Diebstahl, Prügeleien, Totschlag waren keine Seltenheiten. Die heutige Studentenschaft ist, glaube ich, gegen die Annahme von Stipendien und Freitischen in Bürgerhäusern weit empfindlicher

als selbst die Vorkriegszeit. Daraus lese ich, daß aus Not jedenfalls eine Tugend werden **kann**. Es kommt auf die führenden Menschen an und auf die durch sie geschaffenen Verhältnisse, die die Not zu einer Kraftquelle werden lassen **können**. Und ich glaube, daß ein Weg dazu der ist, den Fürsorgegedanken in straffen Zusammenhang mit dem Erziehungsgedanken zu bringen. Jede Not bringt eine Spannung mit sich und es ist ein schlechter Dienst, diese Spannung zu mildern durch beschwichtigendes, halbes Aufhelfen. Sondern diese Spannung im Einzelnen wie im ganzen Volkskörper kann eine Kraftquelle werden, wenn die Fürsorgemittel nur Formen darstellen, nur eine Helferstellung einnehmen, die die Spannkraft einengen, bestimmen und leiten und so für den Einzelnen wie für das Ganze ausnützen. So kann die ethische Auffassung unsrer heutigen Lage nur die sein, daß die große Not bestimmt ist, für unser Volk ein Kraftantrieb zu werden! Von berufener Seite ist mir zu diesem Gedankengang gesagt worden: „Es ist das Schicksal aller Fürsorgebestrebungen bisher gewesen, man denke dabei nur an unsere soziale Gesetzgebung, die Selbsthilfe eher zu lähmen als zu recken und zu stärken und damit hat sich dann meist ihre volkserzieherische Bedeutung stark verringert, wenn nicht stellenweise geradezu in ihr Gegenteil verkehrt."

Zum andern ist unser Denken in diesen Fragen so einseitig individualistisch orientiert gewesen, daß wir in den einzelnen Maßnahmen, bestimmt von Mitleid und Hilfsbereitschaft, dem Einzelnen losgelöst von der Gesamtheit, losgelöst von seiner eigenen Zukunft sein Elend zu „mildern" suchten und damit wenigstens die schreiendsten, lautesten Wunden für Augenblicke zudeckten. Der Fürsorger — als besonders wichtiger Beruf in jeder Notzeit — hat uns gefehlt, weil in ihm 2 Seiten gefordert werden, die sich schwer vereinigen lassen und scheinbar sogar in Widerspruch stehen: ein warmes sorgendes Herz, auf der andern Seite eine Härte, die resultiert aus einem überschauenden Denken, das die Fürsorgearbeit in Zusammenhang zu bringen vermag. Der Fürsorger muß zu seiner Arbeit Distanz haben; er muß den geistigen, ethischen und volkserzieherischen Untergrund seiner Arbeit sehen. Man muß vielleicht den schlimmsten schreiendsten Fall ohne Hilfe lassen, wenn man mit der gleich großen Kraft eine ganze Reihe **gefährdeter** Fälle erhalten kann. Diese Distanz zu haben ist für den Einzelnen umso schwerer, je menschlicher und persönlicher er mit seinem Fürsorgekreis verwächst und je abgegrenzter dieser Kreis ist. Und doch ist diese Distanz bitter nötig, um mit den beschränkten Mitteln vom Standpunkte des Volksganzen aus und mit dem Blick auf die Zukunft möglichst breit helfen zu können. Zwei Ausländer, die um Urteile über die Verwendung einer für Deutschland bestimmten Stiftung gefragt wurden, meinen dazu: „Mit Rücksicht auf den Zustand, in dem Deutschland und der größte Teil Europas sich befinden, glaube ich, daß wir die Tatsache ins Auge fassen müssen, daß eine große Anzahl Menschen umkommen **muß**

und eine ebenso große Anzahl immer schwach und krank sein wird, und daß man um der Erhaltung der Rasse willen und wegen des Wohlgedeihens des Landes nichts Besseres tun kann, als die physisch und geistig Tüchtigsten auszuwählen und ihnen für die bestmöglichste geistige und leibliche Nahrung und Ausbildung zu sorgen. Sorgen Sie, daß ein Kern der wirklich Tüchtigsten am Leben und wirklich auf der Höhe bleibt. Der Humanitätsdusel des 19. Jahrhunderts, in dem wir erzogen wurden, hat uns alle zu sehr in dieser Rettungsarbeit bestärkt. Wir hatten nicht die Stärke, die Gebrechlichen und Unfähigen sterben zu lassen und unsere Anstrengungen auf die Besten (Tüchtigsten) zu konzentrieren."

„Ich bemühe mich sehr, die begabtesten und vielversprechendsten Kinder aus allen Volksklassen auszuwählen und sie zu geistigen Führern ihres Volkes erziehen zu lassen. Das heißt: Ich möchte versuchen, unter den 12—14 Jahr alten Knaben und Mädchen diejenigen auszuwählen, die in jeder Beziehung (ethisch, intellektuell und physisch) den Durchschnitt weit überragen und ihnen eine besondere Ausbildung zu ermöglichen. Deutschland verfügt z. Zt. beinahe über keine Führer. Ich bedaure manchmal, daß ich mich dazu hergegeben habe, kränkliche Kinder zu retten; wozu auch? Es scheint, als wären 1—200 000 Deutsche sowieso zum Sterben verurteilt. Wenn ich es noch einmal zu tun hätte, so würde ich eine Schule gründen für „prächtig" Begabte und lieber 50 Leute zu Führern erziehen, als 5000 kränkliche Geschöpfe zu retten."

Ich gebe gern zu, daß der Standpunkt übertrieben ist. Man muß die fürsorgliche Tätigkeit für die Aermsten und Unglücklichsten, die ohne Vorbehalt aus reiner Menschlichkeit heraus erfolgt, achten können. Man muß sich sagen lassen, daß — gerade vom Volksganzen aus gesehen — die Erhaltung e i n e s geistigen hochstehenden, aber vielleicht kranken Menschen u. U. von größter Bedeutung sein kann. Das spartanische Ausleseprinzip ist ein Extrem so gut wie der oben angeführte „Humanitätsdusel". Und ein Fürsorger, der sich einem Menschen naht mit einem bestimmten Hintergedanken, wird schwer die für ihn so notwendige reine menschenfreundliche Einstellung behalten, die einfach aus innerem Müssen und Mögen hilft. Ein feinfühliger Mensch auf der andern Seite kann eine Enttäuschung erleben, wenn er erkennen muß, daß er eigentlich Mittel zum Zweck ist. Darum sprach ich oben von der Schwierigkeit, einen Fürsorger zu finden, der gleichzeitig die selbstverständliche Hilfsbereitschaft als seine Mission spürt und gleichzeitig seine Tätigkeit in einem Zusammenhang, von einer Entfernung aus übersieht. Aus diesen Betrachtungen resultiert:

1. Wir müssen einen möglichst breiten und wertvollen Kreis zu erfassen suchen. Das Ausleseprinzip muß mitbestimmt sein vom Standpunkt des Volksganzen.

2. Wir müssen den Fürsorgegedanken mit dem Erziehungsgedanken verbinden.

Wir werden beiden Forderungen nach Möglichkeit gerecht, wenn wir als den Hauptinhalt der Fürsorgetätigkeit ansehen: Die Förderung der Selbsthilfe. Es ist klar, daß auf diesem Wege der Umfang der Hilfe ein vielfacher sein kann gegenüber der direkten Unterstützung. Es ist klar, daß der Wille zur Selbsthilfe das wertvollste Kriterium einer Tüchtigkeit ist. Das Ausleseprinzip wird damit wesentlich von dem seither üblichen intellektuellen auf das moralische Gebiet geschoben. Es ist weiter klar mit dieser Voraussetzung der Selbsthilfe bei aller sonstigen Unterstützung, daß das stärkste Erziehungsmittel in der Hand eines Fürsorgeinstituts liegt. Die Stipendiengewährung erscheint mir mehrfach bedenklich. Ich glaube an die Bedeutung einer Empfindlichkeit in dieser Hinsicht, besonders auch für das wirtschaftliche und staatliche Leben. Unsere Zeit unterscheidet schwer zwischen rechtlich erworbenem Geld, durch Generationen erhaltenem Erbgut und zwischen geschenktem, zufällig zugeflossenem und geschobenem Geld — und daran trägt auch die private Fürsorge ein Teil der Schuld.

Die Selbsthilfe ist in den vergangenen zwei Jahren ein bestimmendes Kriterium in der Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft geworden, das bereits seine Auswirkungen auf die sonstige Fürsorgetätigkeit ausübt. Und diese kraftvolle Reaktion der deutschen Jugend gegen die Teuerung berechtigt zum Glauben an eine bessere Zukunft.

I. Die Studentenschaft von heute.

Das Bild des Außenstehenden über die Universität und die Studentenschaft ist vielfach ein veraltetes oder ein äußerliches. Damit habe ich schon die Frage beantwortet: ist die Studentenschaft eine andere geworden? Eine Verneinung dieser Frage wäre ein hartes Urteil. Ein verändertes Weltbild, ein verlorener Krieg, ein krankes Volksleben: all das soll am Einzelnen und an der Gesamtheit der Studentenschaft nicht sichtbar sein?

Ich nehme kurz und kritisch zur heutigen Studentenbewegung Stellung, soweit dies für meine zugedachte Aufgabe von Bedeutung ist. Ich will dabei die Gärung und Wandlung feststellen und auch dabei auf die teilweise harten Angriffe gegen die Studentenschaft eingehen. Ich glaube in der Frage etwas sagen zu dürfen, da ich über eine verhältnismäßig lange Zeit in der allgemein studentischen Bewegung stand und die Tübinger Studentenschaft bei vielen studentischen Tagungen vertreten durfte, ohne daß ich selber einer Korporation, Vereinigung, hochschulpolitischen oder parteipolitischen Gruppe angehöre, diese aber doch als Gast kennen lernte.

Die Zusammenfassung der gesamtdeutschen Studentenschaft nach dem Kriege auf dem ersten deutschen Studententag in Würzburg ist ein Werk der Kriegsstudenten, von denen die einen in dieser Zusammenfassung eine revolutionäre, die andern eine nationale und die letzten eine gewerkschaftliche, wirtschaftliche Tat erblickten. Es ist die erste Zusammenfassung in der deutschen Studentengeschichte, nachdem es 1817, 1848, 1917, 1918 nur zu teilweise verheißungsvollen Ansätzen gekommen ist. Die Kriegsstudenten haben Reife, Erfahrung, Opferbereitschaft in höherem Maße aus dem Feld gebracht als dies den übrigen Studenten eigen sein konnte. Sie haben vor allem mit weiterem Blick über den Korporationsgeist hinausgesehen und die Bedeutung einer Zusammenfassung, einer großen Gemeinschaft gesehen, sie haben — das ist der Grund dafür — in der Gegenwart eine eigene Mission der Studentenschaft zu erkennen geglaubt. Sie wollten ihre Studentenzeit nicht als Durchgangsstufe, sondern als eigenen Lebensabschnitt aufgefaßt wissen. Wenn heute der Sinn für nationale Ehre und Größe wieder breitere Kreise umfaßt, so ist das mit ein Werk der Kriegsstudenten, die davon in keiner Zeit schwiegen. Und wenn eine Wirkung auf weitere Kreise nicht möglich war, und wenn in dem inneren Kampf leider nicht alle persönliche Gereiztheit, überhaupt alles Persönliche aus dem Spiel blieb, so lag dies in dem einseitigen Verstehen des Nationalen, das sich nur zu oft

in phrasenhaftem Pomp äußerte. In einem furchtbaren Augenblick der Weltgeschichte rächte sich das Nichtbegreifen der sozialen Frage der vor uns liegenden Generation, die aus der satten Selbstzufriedenheit des deutschen Bürgertums resultierte. Diese leider zu späte Erkenntnis drang nun aber in der Folgezeit bei dem Kriegsstudenten mit elementarer Wucht durch und die Parole erklang: „wir wollen vorangehen im Kampf um den inneren Frieden.“ Man muß einen Vortrag Sonnenscheins oder Sigmund Schultzes vor einer Studentenschaft anhören und wird die Bestätigung dafür haben.

So hat neben dem nationalen Gedanken der soziale eine Stätte an der Hochschule gefunden. Dabei gebe ich gern zu, daß die soziale Erkenntnis noch wenig praktische Konsequenzen gefunden hat. Aber diese Erkenntnis wollen wir als ersten Weg zur Besserung werten und diese benützend Wege zu den praktischen Folgerungen suchen. Wir wollen uns auch gern erinnern lassen, daß besonders unter Naumanns Einfluß eine soziale Strömung an der Hochschule bestand; sie war in ihrer Bedeutung beschränkt, weil es sich um kleinere, wenig einflußreiche Teile handelte und weil diese bei einer theoretischen Erkenntnis stehen blieben. Die soziale Frage läßt sich eben nicht erlernen. Ich glaube eine Gefahr auch heute in dieser Richtung erkennen zu müssen. Ehe ich davon spreche, seien die studentischen Bestrebungen aufgezeigt. Von den heute sterbenden parteipolitischen Studentengruppen brauche ich nicht zu reden; dominierend in der Studentenschaft ist der „Hochschulring deutscher Art“. Hervorgegangen aus jungdeutschen Kreisen hat er heute als seine Stammtruppe die Burschenschaften, umfaßt aber weiterhin den größeren Teil der Freistudentenschaft. Mit der Ablösung der kulturellen Ziele von der allgemeinen Studentenvertretung wird künftig seine Arbeit und seine Verantwortung sich mehren. Der „völkische Student“ soll nach seinen Zielen den „staatlichen Studenten“, den „akademischen Studenten“ und den „Brot- und Examensstudenten“ ablösen. Für den Vorkriegsstudenten war das deutsche Staatsgefühl selbstverständlich und unproblematisch. Und es ist besonders im Hinblick auf den Krieg auf diesen Wert hingewiesen worden. Schon im Krieg wurde diese Einstellung aber problematisch, nach dem Krieg hallt alles nach dem völkischen Studenten! Ich will nicht darauf eingehen, wie weit diese Einstellung von der Judenfrage, von der Irredenta, von der Ablehnung des heutigen Staates bestimmt wird; ich will auch nicht darauf eingehen, daß die Studentenschaft sich wieder innerlich mit dem Staat verbinden muß und in gewissem Sinne ein Rückdenken zum deutschen Staatsgefühl kommen muß — im Zusammenhang mit meiner geplanten Arbeit lese ich aus der Zielforderung des Hochschulrings heraus eine Forderung einer neuen Volksgemeinschaft. Und als der Weg dazu werden — selbstverständlich neben der vorausgehenden eigenen Selbsterziehung — soziale Arbeitsgemeinschaften, Arbeiterunter-

richtskurse, Ferienarbeit, Studenten- und Arbeitergruppen, staatsbürgerliche Abende usw. gesehen. Man erinnert sich dabei gerne an die Bedeutung der Universitäten vor 100 Jahren; an die Gründung der Universität Berlin, an der das preußische Volk lebhaft Anteil nahm und man stellt die heutige, für das völkische und staatliche Leben wenigstens direkt wenig bedeutende Universität gegenüber. Das soll anders werden; also „heraus Studenten aus eurer exklusiven Stellung und hinein in das Volk!" Diese Stellung und Forderung ist aus dem Gesagten begreiflich. Ich möchte aber dazu ein Dreifaches sagen:

Die geringe Bedeutung der Universität für das staatliche Leben liegt nicht etwa nur an den veränderten, wenig taugenden Studenten, sondern, soweit es die Zeit vor dem Kriege betrifft, an den veränderten staatlichen Verhältnissen, die die Aufgaben im Staat auch für die Studentenschaft schwer erkennen ließen. Eine Notzeit deutet vielfach auf die Wunden und fordert Hilfe; eine äußerlich ruhige Zeit stellt darin erheblich schwerere Aufgaben. Daß die akademische Jugend von heute die Wunden der heutigen Notzeit sieht, sagte ich oben; nur die Mittel um ihr zu begegnen sind problematisch. Das Nichtverstehen im Innern, das Fehlen einer gemeinsamen Volkskultur seien die Wunden, die Volksgemeinschaft das Ziel.

Volksgemeinschaft scheint mir ein hohes Ziel, das in seinen Möglichkeiten und den notwendigen Folgerungen nicht gesehen wird, unter dem jeder wieder etwas anderes versteht. Wie ein Parteiprogramm vorsichtig abgewogen wird, ob es Elastizität aufweist, ob es möglich wenig anstößt und durch absichtliche Verschwommenheit und Vieldeutigkeit einen möglichst großen Kreis umfassen kann, so ist das Wort Volksgemeinschaft ein Schlagwort geworden. Es ist daher begreiflich, daß heute die feinfühlendsten Menschen, die mit einer Selbstverständlichkeit sozial handeln, von der Volksgemeinschaft so wenig sprechen wie sie gewöhnlich das Wort „national" meiden. Träumen wir uns weiter nie eine Volksgemeinschaft durch Aufgeben der Eigenart der einzelnen Kreise, der Berufe, Weltanschauungen, Konfessionen usw. Eine Vertiefung der Eigenart des Einzelnen wie eines einzelnen Kreises führt bei innerer Wahrheit zu größter Tiefe, damit zu dem gemeinsam Menschlichen und damit zur Gemeinschaft. Wie im Leben der Völker die Betonung des Eigenartigen, des Nationalen nicht den Weg zur Verständigung hemmt, so sehe ich gerade umgekehrt im Innern den Weg zur Verständigung in der Betonung der Eigenart, im Festwurzeln in einem Kreis, in der natürlichen Zusammengehörigkeit und im Zusammenwachsen zu natürlichen Gemeinschaften, die übersichtliche Bindungen mit gemeinschaftsbildender Wirkung darstellen (vgl. Familienverband, Berufsverband usw.), die die Pflichten für den Einzelnen leichter erkennen lassen, während sonst zu gerne die hohen Worte und Töne die Tat ersetzen. Das Festwurzeln in einem natürlichen

Kreis ist das Erste, das konzentrisch erweiterte allmähliche Hineinwachsen in die höheren Kreise von der Familie zum Freundeskreis, zum Berufskreis usw. müßte dann der weitere Weg zur Gemeinschaft sein. Wichtig ist, daß die unnatürlichen, hemmenden Kreise verschwinden, daß aus den unpersönlichen Zweckverbänden mehr persönliche Gemeinschaften werden. Und ich zweifle nicht, daß in diesem konzentrischen Fortschreiten allmählich zur größten und heiligsten Gemeinschaft diese wieder einen persönlichen und heiligen Inhalt bekommt. Ich mache mit Entschiedenheit Front gegen die heutige rationale Auffassung der staatsbürgerlichen Erziehung, die eine weite Ueberschätzung des „Wissens“ um das staatliche Leben (Verfassungskenntnis) enthält, als ob die besten Wisser um das äußerliche Leben und Funktionieren des staatlichen Apparats auch die beste Gesinnung für den Staat hätten. Bewußte Einstellung in den kleineren, aber mehr persönlichen Lebenskreis, gerade mit der Betonung der Eigenart (nur nicht in äußerlichen Dingen) ist der Weg zur großen Gemeinschaft. Eine Gliederung eines Volkes ist nötig und braucht keine feindliche Trennung zu sein. Und eine schlechte Gliederung kann nicht durch eine Aufhebung der Gliederung verhindert werden, sondern nur durch eine neue bessere Gliederung ersetzt werden. Wenn wir so heute als Beispiel die Akademikerschaft horizontal zusammengefaßt über andern Gliedern des Volkes gelagert erkennen, so liegt dafür kein innerer Grund vor. Es sprechen nur gesellschaftliche Gründe — hier der festgesessene Akademikerdünkel — dafür. Ich werde in späterem Zusammenhang die Konsequenz der Werkstudentenidee herauszuschaffen versuchten, die zu einer vertikalen, innerlich begründeten berufsständischen Gliederung des Volkes führt, bei der der Akademiker verschieden in dem einzelnen natürlichen beruflichen Glied festgewurzelt ist und hier richtunggebend wirkt. Wir müssen — das ist der Zweck der langen Worte — zu einer natürlichen Gliederung des Volkes kommen, die unnatürliche ausmerzen und *darin* den Weg zur Volksgemeinschaft erkennen; darum sprach ich von dem Festerstehen in dem natürlichen, übersichtlichen, kleineren Kreis als der natürlichen Etappe zum großen Kreis. Und für die Studentenschaft angewandt: ich kann mir nicht denken, daß der heutige Ruf, als ob der Student in wechselvoller Einstellung einmal beim Bauern draußen auf dem Land, dann im Ruhrgebiet unter dem Boden, zuletzt beim Heizer auf einem Handelsschiff tätig sein müsse, um überall „Verständnis“ für alle Nöten des Volks zu gewinnen, viel Wert hat. Wichtig scheint mir, einen sinnvollen Zusammenhang vom geistigen Führerberuf aus zu *einem* praktischen Lebensberuf zu finden, um in diesem kleinen Kreis fest stehen zu lernen, zu wirken und den konzentrisch größeren Kreis zur Volksgemeinschaft zu finden. Dieses bewußte Festerstehen in einem kleineren natürlichen Lebenskreis, bei dem ein persönliches Moment die Bindung darstellt, und das Mechanisierte, Gesetzmäßige ablöst, ist für mich auch das

Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung. Nicht von allem etwas wissen, sondern an einem Punkt etwas verstehen und seine Pflicht sehen und tun, das tut not. Dieser feste Punkt ermöglicht dann auch auf analogem Weg das Begreifen des großen Kreises, der Volksgemeinschaft. Und gerade ein so natürlich, innerlich gegebener Kreis wie der Berufskreis ihn darstellt, eignet sich besonders; mehr als etwa der politische Verband, der als nützlicher Zweckverband mit seinem kompromißhaften Leben gerade das unbekannte x, das Familie und Staat bei einer Begriffsanalyse übrig lassen und das vielleicht als das Heilige angesprochen werden kann, nicht kennt. Damit wollte ich nicht sagen, daß der einzelne Mensch nicht zugleich verschiedenen Kreisen angehören könne, daß nicht auch Zweckverbände nötig wären, daß nicht einzelne Kreise ineinander greifen und gerade an den Berührungspunkten Reibungsflächen entständen, sondern es handelt sich für mich um ein Zurückdrängen der Zweckgemeinschaften und der unnatürlichen Bindungen zugunsten berechtigter, lebensvoller Gemeinschaften, wie es für mich eine berufsständige Gliederung darstellt. Und eine bewußte Eingliederung des Akademikers, der bislang keinem innerlich begründeten, gleichartigen Berufskreis angehörte, in irgend einen berufsständischen Verband und die Hebung des Berufsbewußtseins dort ist für mich der Weg zur Volksgemeinschaft.

Ich habe damit das andere, was ich zu den Zielen und Wegen des Hochschulrings sagen wollte, schon begonnen: Man muß die beschränkte Bedeutung der angeführten Mittel zur Erreichung der Gemeinschaft sehen. Eine rein theoretische Einführung in die soziale Frage taugt wenig. Man kann „Arbeiterbriefe und Sombartbücher" als Hilfsmittel werten, bleibt es dabei, so ist die Gefahr eines Salonsozialismus nur zu groß. Man spreche nicht mehr davon, als ob die „gesunde Einsicht" genüge. Die soziale Frage läßt sich nicht erlernen, sie läßt sich höchstens für viele erleben und zwar unter ganz bestimmten Verhältnissen. Aber man muß auch dieses innere Erleben vorsichtig werten. Haben nicht Tausende den Schützengrabengeist gehabt und heute vergessen? Man muß die Abhängigkeit der meisten Menschen von den Verhältnissen im Leben, im Beruf besonders stark in Rechnung stellen und so deutet diese Abhängigkeit darauf, daß diese Hemmungen zur Volksgemeinschaft besonders in den heutigen Lebens- und Berufsverhältnissen liegen. So ist der Hebel zuerst bei der Berufserziehung einzusetzen, so erkenne ich vor mir zuerst ein Berufsproblem.

Und noch die dritte Seite: ich sagte, man muß die exklusive Stellung der Hochschule und ihrer Studentenschaft in einem Teil würdigen können und zwar in doppelter Hinsicht: um der Wissenschaft willen und um der idealistischen Lebensauffassung des Einzelnen willen. Der Studio, der an seinem Büchertisch vergraben, sich um die Welt kaum kümmert, bohrt und forscht und dies in strenger Konzentration, wird Wesentlicheres leisten und

jeder bedarf eine Spanne solcher Zeiten. Und wieder erinnern wir uns der schöngeistigen, romantischen Freundeskreise, wie sie etwa, um ein Beispiel zu sagen, das Tübinger Stift in seinen Mauern viele barg und glauben wir, daß das enge Mitleben, Mitkämpfen im Leben der Volksgenossen, mit seiner furchtbaren Tragik gerade in der Gegenwart, mit seiner dabei nötigen großen Nervenkraft, sich *für den Augenblick* schwer damit vereinigen läßt. Eine idealistische Lebensauffassung verträgt in *ihrem Werden* sehr schwer die tiefsten Schatten des Lebens, des Elends weiter Kreise, den heißen politischen Kampf. Der ganze Gedankenkreis des jungen Studenten in beweglichen, hoffnungsvollem Alter wird zu stark in Anspruch genommen. Ich zitiere einen Tübinger Kommilitionen, der Bergwerkarbeiter war: „wenn sie so zusammen sprechen über ihr Dasein, das sie für das elendste halten, glaubte ich in ihrem Gesicht einen gewissen Ernst, ich möchte fast sagen, eine Trauer zu erkennen. Sie sahen sich in einem Gefängnis, aus dem man nicht entrinnen kann — des Bergmanns Los. Daß sie oft recht verbittert waren, können wir verstehen, wenn wir uns einen jungen Menschen denken, der mit seiner ganzen Seele am Leben hängt und nun dazu verdammt ist, für immer drunten in der Erde zu sein — muß dieser Mensch nicht dem Schicksal fluchen! Dürfen wir ihn verurteilen, wenn er in gerechter Wut Gott und die Welt anklagt und des Sonntags sich hineinstürzt in das Vergnügen um sich auszuleben? Wenn er einfährt, steht eben die Sonne blutigrot am Rande der weiten Ebene, wenn er ausfährt neigt sie sich schon zum Untergang; am Himmel liegt ein reines Blau und die Welt ist voll Licht. Nach der Arbeit ist er so müde, daß er sich hinschleppt, um sich hinzuwerfen und auszuruhen. Und so geht es Tag für Tag, Woche für Woche, vierzig, fünfzig Jahre bis zum Tod; wir — würden verzweifeln. Nun sagten wir freilich, das ist ihnen zur Gewohnheit geworden, daß sie es nicht mehr so empfinden wie unsereins, aber das ist meiner Ansicht nach gerade das Schlimme, daß sie abgestumpft sind. Die meisten von uns gingen ja zunächst nur deshalb ins Bergwerk, um Geld zu verdienen — ebenso wichtig aber wurden uns die inneren Werte; sie können entweder ungenützt wieder verschwinden oder aber für unser ganzes Volk, für unsere Zukunft von weittragender Bedeutung sein. Dieses langsame Dahinsiechen eines Volksteils muß sich mit unerbittlicher Notwendigkeit in unserem ganzen Volksleben auswirken. Wir stehen vor schwerwiegenden Tatsachen: auf der einen Seite handelt es sich um das innere Leben eines Volkes, auf der andern Seite um unentbehrliche industrielle Hilfsmittel. Warum haben diese Menschen den Sinn fürs Leben verloren? Wo liegen die Wurzeln dieser gewaltigen Gegensätze? Das sind Fragen, die wir zu lösen versuchen müssen. Das können wir nicht, wenn wir nicht immer wieder in engste Beziehung zum arbeitenden Volke kommen; niemals dürfen wir achtlos an ihm vorübergehen." — Ich kann nun nicht glauben, daß ein junger Mensch, der etwas derar-

tiges innerlich erlebt, daß der ebenso innerlich einesteils die Ruhe aufbringt, auf Jahre hinaus abgekehrt dem Volksleben und teilnahmslos ihm gegenüber — aber umso geschlossener seinem Studium gegenüber leben kann oder andererseits gleichzeitig einer bejahenden idealistischen Lebensauffassung — so wie wir es für einen Teil der Studienzeit wünschen — huldigen kann. Der Mensch braucht in seinem Leben Abschnitte, in denen er zu sich selber kommen kann, mit sich selber ringen muß, um die eigene Lebensauffassung zu klären und zu festigen. Und man kann sich für den einzelnen Menschen denken, daß ein solcher — sagen wir einmal romantischer oder ein exklusiver Lebensabschnitt — zeitlich nach einer praktischen Tätigkeit und wieder vor einer praktischen Berufsausübung läge. Ich sage dies deshalb mit großer Deutlichkeit, um zu betonen, daß bei einem neugeforderten Studententyp die romantische, die idealistische Seite Berücksichtigung erfahren muß. Wenn mit dem Werkstudenten ein amerikanischer Student gefordert würde und mit ihm die idealistische deutsche Lebensauffassung vollends flöten ginge, so hätten wir zu einer solchen Forderung kein Recht. Aber — und damit spreche ich einer Synthese des romantisch-idealistischen Studenten mit dem Werkstudenten das Wort — d i e s e Z e i t d e r A b k e h r m u ß e i n e b e g r e n z t e s e i n, sie darf nicht die aufnahmefähigste, beweglichste Studienzeit ausfüllen. Die Studienzeit ist nicht nur eine Vorbereitungszeit, sie hat auch Selbstzweck und Eigenwert: der deutsche Student hat gerade heute — das sagte ich oben — eine eigene Mission. Und was noch wesentlicher ist: nach der abgeschlossenen Studienzeit mit der meist begonnenen Unbeweglichkeit läßt sich etwas nimmer lernen: die Stellung als Führer im Volk. Diese Meinung hat sich in mir gerade in den letzten Monaten verstärkt.

Die Zeit der Abkehr, die ich bedingt in ihrer Bedeutung zu würdigen versuchte, kann in anderer Hinsicht Gefahren in sich tragen: das K o r p o r a t i o n s l e b e n macht heute vielfach in doppelter Hinsicht — und zwar scheinbar in Gegensatz stehend — eine Aenderung durch. Ich sprach von dem Erwachen eines gesamtstudentischen Denkens und darüber hinaus eines völkischen Zusammengehörigkeitsgefühls und auf der andern Seite einer Entfaltung des Einzelnen zu stärkerer Eigenart. Wir sprechen heute nicht etwa bloß in der freideutschen Jugend, sondern auch in den Korporationen von einer Jugendbewegung und wir konnten in der letzten Zeit bei einer akademischen Volksbildungswoche im früheren Kloster Denkendorf, bei der die verschiedenen Korporationen bis zu den Korpsstudenten, wie auch die verschiedenen Freistudenten bis zu den Freideutschen vertreten waren, feststellen, daß diese Bewegung hier wie dort nicht prinzipiell, sondern nur graduell verschieden ist. Die heutige Jugend wehrt sich zum großen Teil bewußt gegen zu strenge autoritative Bindungen. Eine neue Jugend muß neue Formen des akademischen Lebens entwickeln! Keiner hat das schöner ausgesprochen als Geheimrat Seeberg

bei einer Berliner Totengedächtnisfeier: „Aufbauen wollen wir in neuen Lebensformen, aber dem geschichtlichen Geist und Sinn unseres Volkes entsprechend. Das ist unsere heilige Pflicht, wie den kommenden Geschlechtern so auch den Toten gegenüber". Man muß die Gefahr — namentlich in einem Ländchen mit sowieso starkem Philiströsem und spießbürgerlichem Leben — sehen, die darin besteht, daß man jungen Menschen von ihrer Eigenart und ihrer problematischen Denkweise nimmt, wenn man sie in Bindungen und autoritative Lagen hineinzwingt, die oft mit dem Wesen der Jugendlichkeit nichts mehr zu tun haben. Die Gärung wäre in den einzelnen Korporationen weiter, wenn nicht recht oft „alte Herrn" (als Geldgeber besonders geschätzt!) hemmend eingriffen und wenn nicht ein Teil der ganz jungen Studenten im Krieg ohne Vater und teilweise ohne Lehrer aufgewachsen wären. Die Formen, die sich die einzelnen Kreise gaben, — z. Zt. ihrer Entstehung verständlich und begründet — haben besonders in der Vorkriegszeit nicht die wünschenswerte Entwicklung durchgemacht. Die Gefahr eines geistigen Philisteriums besteht zweifellos bei einer späteren äußerlich wieder ruhigeren Zeit. Den Jungen sei mit Recht wiederholt: alles was den Aelteren unter uns klar und fest steht, das muß den Jungen Problem sein! So wie der Student kritisch in seinem Fachstudium steht, so sollte er allen Ideen, die heute um Anerkennung ringen, nachgehen, sich ernsthaft in sie versenken. Die „korporativen Anschlüsse" an irgend eine Bewegung erscheinen immer verdächtig! Wenn nicht in den einzelnen Kreisen um die großen Fragen der Zeit: um völkische Fragen, um staatliche Fragen, um den studentischen Ehrbegriff, um die Alkoholfrage, um Sittlichkeitsfragen erschütternd gerungen wird, so ist etwas daran faul! Man glaube nicht, daß diese Betonung der Eigenart des Einzelnen den guten Korpsgeist und die Hingabe an eine Gemeinschaft verhindere. Es besteht nur für den oberflächlichen Beschauer der Gegensatz von Individualismus und Gemeinschaft in diesem Zusammenhange. Es ist mir immer wieder begegnet, daß die innerlich selbständigen und eigenartigen Menschen mehr Gemeinschaftsgesinnung aufbrachten. Ein tieferes Eingehen auf das gemeinsame Menschliche, überhaupt eine größere Tiefe, die ja nur die eigenartige Persönlichkeit aufbringt, mag schon den Grund dafür abgeben. Und diese Persönlichkeit braucht kein Eigenbrödler zu sein.

Man glaubte vor dem Krieg diese Tendenz zu selbständigen Persönlichkeiten lasse sich mit dem Korporationswesen nicht vereinen; so entstand damals die Freideutsche Bewegung. Die Tagung auf dem Hohen Meißner machte ihr alle Ehre. Die Bewegung hat sich an den einzelnen Hochschulen verschieden entwickelt, sie steht noch heute in Krisen und läßt eine Beurteilung nicht zu.

So glaube ich zu der heutigen studentischen Bewegung in dem Sinne Stellung nehmen zu dürfen: die Wunden der Zeit werden gesehen, das Ziel erkannt; eine Bewegung und Gärung besteht,

die Wege aber sind unzulänglich. So soll ein neuer Weg zum Vorschlag gebracht werden. Die bestehende Selbsterkenntnis in der Studentenschaft, von der ich sprach, läßt eine freundliche Aufnahme erhoffen. Ich habe mich oft daran gefreut, daß die führenden studentischen Kreise sich von pharisäischem Selbstbewußtsein frei machten und die Lobeshymnen auf den deutschen Studenten, die manchmal für nötig befunden werden, mit gemischten Gefühlen aufnehmen: eine neue Zeit fordert einen neuen deutschen Studenten.

Diese kritische, aber doch freundschaftliche Betrachtung über die deutsche Studentenschaft habe ich in dem Augenblick beendet, in dem die Verfassungskämpfe in ihr einen Bruch und Zerfall der Einheit befürchten ließen. Eine Notverfassung — ein bitterer aber nicht zu umgehender Notweg — hat die kulturelle Seite dem Aufgabenkreis der Studentenschaft genommen, die verschiedenen zugrunde liegenden Weltanschauungen waren letzte Ursache des Verfassungskampfes; man sucht darum die Zusammenfassung zu erhalten durch Preisgabe der kulturellen Ziele. Wir stehen im „Studentenstaat" eben vor derselben Bescheidung wie im großen Staat: Die Studentengemeinschaft oder die Volksgemeinschaft läßt sich nicht machen durch Aufgeben und Gleichgehen der Weltanschauungen und Gliederungen. Im Gegenteil: immer weitere Entfaltung und Entwicklung zur Eigenart und Selbständigkeit der Einzelnen und der einzelnen Gesinnungsgruppen, Berufsgruppen wird zum gemeinsam Studentischen und gemeinsam Völkischen führen und wird dann erst das Unwahre und nur äußerlich Trennende (vgl. Vieles gerade im letzten studentischen Verfassungskampf) mit der Zeit stürzen und im Verhältnis von Mensch zu Mensch das gemeinsam Menschliche sichtbar werden lassen. Bis dorthin muß der Studentenstaat sich mit seiner heutigen Begrenzung begnügen.

II. Das Bild des Werkstudenten von heute.

Ehe ich die verschiedenen Standpunkte darlege, aus denen heraus der Werkstudent gefordert werden kann, soll sein Bild von heute und dasjenige von morgen kurze Darstellung finden. Wir sprechen vom Werkstudenten als demjenigen, der durch Erwerbsarbeit in Ferien oder im Semester ein Stück Geld verdient. Seit dem Erlanger Studententag (1921) ist der Werkstudent zum Schlagwort geworden, er hat in der Nachzeit eine Menge Sympathie gefunden. Männer der verschiedensten Richtungen, aus verschiedenen Gründen heraus, haben sich für ihn ausgesprochen: Ludendorff, Tirpitz, Einstein, daneben Parteipolitiker aus allen Lagern. Der Werkstudent als Wirtschaftsproblem der Gegenwart hat überhaupt wohl nirgends ernst zu nehmende Ablehnung gefunden. Wenn heute — jedenfalls in weitem Sinn — der größere Teil unserer akademischen Jugend Werkarbeit sucht und ausübt, so ist das eine

kraftvolle Reaktion der Jugend des deutschen Mittelstandes gegenüber der Teuerung, und gleichzeitig eine stolze wirtschaftliche Unabhängigkeit, auch u. U. vom Geldbeutel des Vaters, und diese charaktervolle Selbsthilfe wird als solche gewertet. Ganz etwas anderes ist die Forderung des Werkstudenten als einer dauernden Einrichtung und hiegegen wenden sich beachtliche Stimmen. Aber auch beim Werkstudenten von heute bestehen Schwierigkeiten nicht nur in der Art der Arbeit, die meist Gelegenheits- und Handlangerarbeit ist und ohne Beziehung zur geistigen Tätigkeit steht, auch in der inneren und äußeren Schwierigkeit der Arbeit, die ungewohnt und unvorbereitet den Studenten antrifft und in der Gefährdung des eigentlichen Studiums, soweit es sich um ältere Studenten, um Unterbrechung des Studiums und um Semester-Nebenarbeit handelt. Schon daraus folgert für mich die Forderung eines organischen Einbaus der Werkarbeit in den ganzen Schul-, Studien- und Berufsplan.

Der Umfang der heutigen praktischen Studentenarbeit ist statistisch schwer feststellbar, weil die wenigsten studentischen Arbeitsgesuche durch die studentischen Arbeitsämter gehen, sondern unter der Hand Erledigung finden. Die Hochschulen großer Städte berichten von viel Semesternebenarbeit, die oft den Studiengang beeinträchtigt. Durch das Tübinger Arbeitsamt haben 1920 für die Ferien 360 Studenten = 12% Arbeit gesucht und ungefähr 200 Arbeit erhalten; 1921 ist die Höhe von 200 Stellen annähernd wieder erreicht worden. In ganz Deutschland waren im Sommer 1921 10 000 Studenten in Bergwerken, Fabriken und auf Gütern tätig. Die meisten Studenten sind, wie schon gesagt, aus finanziellen Gründen in die Ferienarbeit gegangen. Es ist aber beachtlich, daß aus allen ihren Berichten hervorgeht, daß sie nun rückschauend ihre Arbeit auch aus andern Gründen werten. Sie erkennen die Bedeutung praktischer Arbeit für den Beruf, für die Führerschaft, für das Volk, und nun auf einmal sind es neue Gründe, aus denen heraus sie den Werkstudenten für alle fordern. Die Tübinger Ferienarbeiter sind vorher auf die Bedeutung ihrer Arbeit in abendlichen Besprechungen hingewiesen worden, sie sind vorher und nachher ärztlich untersucht worden, sie haben Berichte über ihre Arbeit, über das finanzielle Ergebnis, über die Schwierigkeiten abgegeben, sodaß eine wertvolle Auswertung möglich ist und meine Ausführungen großenteils einen praktischen Untergrund haben.

Ueber die Art der Arbeit ist zu sagen, daß es sich noch größtenteils um Handlanger- und Gelegenheitsarbeit handelt. 1920 trat — eine Folge der damaligen Arbeitslosigkeit — Fabrikarbeit zurück. Landwirtschaftliche Arbeit, Kohlen- und Torfarbeit, und geistige Arbeit (Hauslehrer, Büroarbeit) haben in Tübingen ungefähr je 1/3 ausgemacht. 1921 verhielt sich das Verhältnis Fabrik: Bergwerk: Landwirtschaft = 3:1:1. In der Fabrik waren die Hälfte auf dem Büro, die andere Hälfte in der Werkstatt.

Ueber die Beteiligung der Studenten nach ihrem Studium und nach ihrem Alter gebe ich nach unseren Tübinger Zusammenstellungen an: künftige Richter 30%, Pfarrer 29%, Lehrer 17%, Aerzte 12%, Chemiker 6%, Volkswirte 6%. Verglichen mit der Gesamtzahl der einzelnen Fakultäten heißt dies, daß Theologen, Volkswirte und Richter verhältnismäßig stärker und Aerzte (stärker in Ferien belastet und wohl vermöglicher) verhältnismäßig schwächer beteiligt sind. Nach der Semesterzahl gesehen sind ¾ der Werkstudenten Angehörige der 4 ersten Semester, ein schwaches Viertel gehört dem 5. und 6. Semester an, nur 6 Werkstudenten (unter 200) gehören ins 7. und 8. Semester.

Ueber die Bedenken gegen die heutige Werkarbeit ist viel gesprochen worden; ich gehe später näher darauf ein. Mit einer eintretenden Wirtschaftskrisis ist die Durchführung zweifellos erschwert. Der Verdienst soll nicht groß sein! (vgl. dazu die Zusammenstellung der Tübinger Ferienarbeiter: diese Frage kann einwandfrei beantwortet werden). Die soziale Bedeutung soll klein sein! (vgl. den Abschnitt I und die Berichte der Ferienarbeiter weiter unten). „Die Arbeiter lernten ja doch nicht dabei die geistige Arbeit kennen!" Deshalb verlangt man auch von den Akademikern als Führer mehr! Ein handwerklicher Beruf läßt sich innerlich nicht mit einem geistigen Beruf zugleich tragen. „Man kann nicht zweien Herrn dienen". Wenn die werkliche Tätigkeit in innerem Verhältnis zur geistigen Seite des Berufs steht, ist dies möglich. Man kann sehr wohl dann von einer ergänzenden und fördernden Seite sprechen. Die Streitfrage läßt sich am besten empirisch lösen. Eine Reihe älterer Vertreter, auch Hochschullehrer, die tatsächlich geistige und praktische Arbeit leisten, bestätigen fast ausnahmslos die befruchtende praktische Tätigkeit für ihren Beruf (s. u.). Trotz alledem gebe ich zu, daß der heutige Werkstudent eine Uebergangserscheinung sein muß, er muß aus der Handlangertätigkeit heraus und muß auf einem, innerlich verwandten werklichen Beruf etwas Tüchtiges leisten. Die Kritik am heutigen Werkstudenten lasse ich so in verschiedener Richtung gelten:

1. Ein Teil der Studenten, die praktische Werkarbeit am nötigsten hätten, scheuen sich davor. Sie sind sich zu gut, oder sie haben zu viel Geld. Die Frage eines Arbeitsdienstjahres ist ernst zu prüfen, die Einführung des Werkunterrichts in der Schule behandle ich unten.

2. Die Zufallsarbeit, ohne Beziehung zur geistigen Ausbildung, ist ein weiterer Mangel. Einrichtung von Lehrwerkstätten, Einführung von Werkunterricht, des Arbeitsdienstjahres, wiederholte Beschäftigung in der gleichen Fabrik sind Wege zur Abhilfe.

3. Die finanzielle Ersparnis wird bei gelernter Arbeit — wohl später in einer politisch ruhigen Zeit noch mehr — größer sein.

4. Die soziale Bedeutung habe ich bereits nur beschränkt gelten lassen. Der Gemeinsamkeitsgeist verrauscht, es ist zudem ein Unterschied, eine geisttötende Arbeit etwa 2 Monate zu tun mit dem Wissen, daß sie bald ein Ende hat oder aber sie auf Lebenszeit verrichten zu müssen.

5. Die Semesternebenarbeit muß mit Rücksicht auf das Studium zurücktreten. Das amerikanische Vorbild ist nicht überzeugend. Der Schwerpunkt der Werkarbeit muß in den Ferien liegen, möglichst in den ersten Ferien, noch besser vor Beginn des Studiums. Trotzdem ist es noch keine Gefahr, wenn ein junger Student in seinen ersten Semestern 2 Stunden im Tag Werkarbeit leistet.

Ich lasse einige Studenten aus ihren Ferienberichten selber sprechen. Wie ich schon sagte, deuten diese — die Erkenntnis kam erst nach ihrer Arbeit — auf die Bedeutung für den Beruf und das Volk hin. Es sind verschwindende kritische Stimmen uns zu Gehör gekommen; dies erklärt einmal der jugendliche Optimismus und die junge Begeisterung, das ernste Streben nach innerem Frieden; dann auch der unmittelbare Eindruck des Erlebnisses unter dem der Bericht abgefaßt wurde. Ich sprach schon davon, daß dieses Erlebnis nicht ohne weiteres dauerhaft ist. Auf die soziale Frage gehen alle Berichte, auf die unmittelbare Bedeutung für den Beruf geht ein Teil der Studenten ein (besonders Volkswirte und Theologen). Beachtlich ist bei manchen Briefen der alte eingesessene Akademikerdünkel, der das „Heruntersteigen" noch besonders verdienstlich findet. Die soziale Frage streifen folgende Briefe:

„. . . Was man für das praktische Leben im Bergwerk lernt, ist nicht so kurz zu sagen. Es heilt jeden von phantastischen und beschränkten Anschauungen und Voreingenommenheiten, wofür er sein ganzes Leben dankbar sein kann. Die Bedeutung einer solchen Ferienarbeit läßt sich nicht hoch genug anschlagen . . ."

„. . . . Im allgemeinen kann man sagen, daß es den Leuten imponierte, daß Studenten sich auf dieselbe Stufe mit ihnen stellten, was sie nach ihrer Ansicht nicht für möglich gehalten hätten. Viele haben so das Bild, das sie vom Studenten im Kopf hatten, umändern müssen, sicherlich nicht zum Nachteil der Studentenschaft."

„. . . . . So bekommt er tieferen Einblick in die Anschauungs- und Lebensweise der Arbeiter und erleichtert sich später im Berufe die schwierige und oft ausschlaggebende Behandlung der Masse. All diese Möglichkeiten sind für den fertig in den Beruf eintretenden Akademiker nicht mehr in dem Maße vorhanden. Andererseits ist diese Tätigkeit in hohem Maße geeignet, mehr als alles Theoretisieren zu überbrücken. Sichtbaren Erfolg kann aber diese Sache nur haben, wenn im großen Maße vorgegangen wird. Angenommen, es arbeiten in jedem irgendwie bedeutenden Betriebe Württembergs auch nur zwei Studenten, so wird das Bild, das bisher in den Kreisen der Arbeiterschaft vom deutschen Stu-

denten verbreitet war, b a l d wesentlich neue und für das Ansehen der Studentenschaft nicht unwesentliche Züge aufweisen . . . Wenn überhaupt ein wenig ein Klassenausgleich zustande kommen kann, so kann es nur auf diesem Wege geschehen. . . . ."

„. . . . . Zur Zeit unserer Ankunft befand sich gerade ein großer Teil der Arbeiter bezw. Angestellten im Lohnstreik (warum gestreikt wurde, habe ich trotz sechswöchentlichen Dortseins nicht in Erfahrung gebracht). Wir als vermeintliche Streikbrecher wurden natürlich doppelt feindlich angesehen und in allerlei Schimpfreden, die uns zu Anfang nachgerufen wurden, trat diese Stimmung auch ziemlich unverblümt zu Tage. Das gleiche Gefühl des Mißtrauens und der Zurückhaltung wurde uns natürlich auch zunächst seitens unserer Arbeitsgenossen entgegengebracht, wie es eben Vertretern anderer Gesellschaftsschichten gegenüber zu sein pflegt. Im Zusammenleben sind aber diese Schranken bald gefallen und man ist bald gut Freund miteinander geworden. Verstehen lernt man endlich auch das Warum für alles das, was einem anfänglich besonders doppelt abstoßend erscheint, und die maßlose Vergnügungssucht am Feiertage, die doch nur der freudlosen Werktagsarbeit Produkt ist. Auch hier wieder habe ich Menschen kennen und schätzen gelernt, von denen zu scheiden mir leid war . ."

„. . . . Mir ist in der kurzen Zeit, die ich mit deutschen Arbeitern zusammen verbrachte, das eine klar geworden: jeder Arbeiter sehnt sich danach, nicht nur als Arbeiter, sondern auch als Mensch eingeschätzt und geachtet zu werden und er verdient es in vollem Maße. Der Student ist bereit, ihm diese Achtung zu gewähren und in ernster Arbeit ihm zur Seite zu stehen. Also macht euch frei von dem Mißtrauen, das ihr bis jetzt dem Studenten gezeigt habt und folgt dem Ruf der Zeit, die von uns allen verständnisvolles Zusammengehen, einmütiges Zusammenarbeiten fordert! . . . ."

„. . . . . Die Rede vom sozialen Ausgleich ist keine Phrase. Der Werkstudent kann manche Vorurteile und falsche Ansichten, die in den Köpfen der teilweise Verhetzten spucken, durch sein Vorbild zu Schanden machen und den Leuten beweisen, daß wir alle eines Volkes Glieder sind. Einigermaßen bekam ich einen Einblick in das Leben eines solchen Betriebes, lernte die Arbeit der Arbeiter schätzen, lernte verstehen, was es heißt, Monate und Jahre an der gleichen Drehbank zu stehen, was es heißt, sein Leben in der Gluthitze, dem Dunst und Dampf einer Gießerei zu fristen . . . ."

„. . . . Die Studentenschaft, die einmal die geistige Führerschaft sein möchte, muß alles tun, um die Kluft zwischen Hand- und Kopfarbeiter zu beseitigen. Die Annäherung kann hier nur von der Seite der Studenten aus stattfinden. Wenn man den 8 Stundentag würdigen lernt, das Märchen von den enormen Löhnen nicht mehr glaubt, dann ist schon viel gewonnen. Gewiß man

wird mit Zurückhaltung, ja mit Abweisung empfangen. Man ist verdächtigt als Lohndrücker, Spitzel usw., aber von diesem Verdacht wird kein Arbeiter mit einem sprechen. Im Gegenteil, man wird wohlwollend behandelt und es wird einem leicht gemacht, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Ohne aufdringlich zu sein, wird man viel erfahren von dem Leben der Arbeiter, von ihrer Unzufriedenheit, von ihren politischen und sozialen Idealen. Vor allem lernt man die Arbeitsbedingungen kennen. Wer die Langeweile noch nicht kennt, möge einmal 8 Stunden lang in einer Fabrik stehen bei irgend einer geisttötenden Arbeit. Daher kommt auch der rasende Drang nach Ausspannung, nach Nervenkitzel, Sport und Kino . . . ."

„. . . . . Auch dem Arbeiter ist Gelegenheit gegeben, sich davon zu überzeugen, daß er Unrecht tut, wenn er alle in Bausch und Bogen nur nach Uebertreibungen gewisser studentischer Aeußerlichkeiten, die sich in diesen Notzeiten freilich manchmal befremdend ausnehmen, einschätzt und verurteilt . . ."

Welch freundliche Beziehungen nicht nur zum Arbeiter im Betriebe sich ermöglichen, sondern welch rührendes Verhältnis zu einer ganzen Gemeinde möglich ist, und welch schöne Perspektiven zu einer wirklichen Volksbildungsarbeit möglich sind, das zeigen folgende Beispiele:

„. . . . . Ich bin wiederholt gefragt worden, ob ich denn auch wiederkäme zum Arbeiten. Andere haben mich aufgefordert, ihnen doch auch einmal zu schreiben und, wenn ich je wieder nach . . . . käme, sie zu besuchen. Mit einem älteren Arbeiter bin ich an einem Sonntag Nachmittag spazieren gegangen und habe ihn auch mehrmals in seiner Wohnung besucht. Ein anderer lud mich zum Weinherbst ein, wieder ein anderer zum Kirchweihfest. Kurz, ich habe, so gut ich konnte, mit den Arbeitern, mit denen ich in Berührung kam, gute Freundschaft gehalten, und ein kräftiger Händedruck beim Abschied hat mir die Gewißheit gegeben, daß das Werben um Liebe nicht vergeblich war . . . ."

„. . . . Die Arbeitszeit in . . . . ist mir zu einem großen seelischen Erlebnis geworden. Vieles ist mir zum ersten Mal recht deutlich geworden. Ich habe erkennen müssen, welch schwere Unterlassungssünde unsere sogenannten gebildeten Volksschichten auf dem Gewissen haben . . . Aber ich möchte recht verstanden werden. Ich wünsche nicht schrankenlose Nachsicht gegenüber der Zuchtlosigkeit, auch nicht schrankenlose Bewilligung der Lohnforderungen; ich will, daß wir die körperliche Arbeit grundsätzlich als der geistigen gleichgesetzt anerkennen. Aber das können wir nur, wenn wir zu ihnen hinabsteigen, wenn wir ihre Arbeit und die Härten ihres Lebens wenigstens eine Zeit lang mit ihnen teilen. Und darum halte ich es um der Liebe zu Volk und Vaterland willen für die Pflicht eines jeden Studenten, zumal auch wenn er nicht Soldat war, Ferienarbeit zu leisten. . . ."

„. . . . Als Sohn eines Handwerkers bin ich noch nie in Versuchung gekommen, den körperlich Arbeitenden und seine Leistung gering zu achten, aber das Verständnis für die Nöte und Bedürfnisse unserer Arbeiter hat mir eben doch erst meine Arbeitszeit gebracht . . ."

„. . . . . Vor allem muß dabei erwähnt werden neben der freundlichen Aufnahme im Bergwerke diese im Dorf. Als einer unserer Kommilitonen den Arm gebrochen hatte, wurden wir überall angehalten, wie es denn auch unserem Kameraden gehe . . . Das Zusammenarbeiten mit der arbeitenden Bevölkerung ist wohl die einzige Möglichkeit, eine Annäherung herbeizuführen. Mit Vorträgen bringt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor, viel weniger eine Annäherung zwischen Student und Arbeiter zustande. Ganz energisch muß man auch einen andern Einwurf zurückweisen, „wir werfen uns den Arbeitern nach". Es ist nun einmal so, daß der Johann . . . . aus dem Salzbergwerk nicht zu mir ins chemische Institut kommen kann zu gemeinsamer Arbeit und zur Ueberbrückung sozialer Gegensätze, während es, wie es das Beispiel zeigt, ganz gut umgekehrt geht. Von einem Nachwerfen aber kann man doch nicht gut reden, da es in den meisten Fällen der Arbeiter ist, der das ganz natürliche Schweigen im Anfang als erster bricht und der die Hand bietet zu einem Verhältnis, das sich bis zur Freundschaft steigern kann . . . ."

„. . . . Das Verhältnis zu den Arbeitern stellte den allererfreulichsten Punkt unserer Ferienarbeit dar. Sobald sie merkten, daß ich kein Herrenmäntelchen umhing, gewannen sie sehr rasch Zutrauen und besprachen mit mir völlig unbefangen jede Frage, auch die allerpersönlichste. Besonders wichtige Themen stellten die sexuelle Frage und Weltanschauungsfragen dar: „Du, Pfarr, glaubst du eigentlich an Unsterblichkeit?"

„. . . . Auf wieviele hunderterlei Fragen sind wir nicht eingegangen. Meiner Ansicht nach hat sich bei ihnen und bei verständigen Meistern unseres Betriebes das Bild des deutschen Studenten ziemlich verändert. Ich habe versucht, ihnen die Vorstellung vom nichtstuenden Korps- und Bierstudenten auszutreiben und ihnen das Bild des Studenten vorzuführen, der ein Interesse und Verständnis für die Kämpfe, Nöte und Sorgen des Alltags und seiner Volksgenossen hat, der insbesondere dem deutschen Arbeiter nicht als Feind gegenüberstehen will, der nicht blind reaktionär ist, sondern ihm die Hand reichen will. . . ."

„. . . . . Zu Angestellten und Arbeitern habe ich nach kurzem die richtige Einstellung gefunden, die sich mit der Zeit dermaßen gut gestaltete, daß es von Seiten der Arbeiter als eine Selbstverständlichkeit angesehen wurde, daß wir uns bei einem Kommen meinerseits nach Stuttgart zu zwanglosem Zusammensein treffen."

„. . . . Wie gut unsere Kameradschaft mit den Nichtangestellten in den 8 Wochen war, das empfanden wir deutlich, als wir uns

am 25. 10. verabschiedeten. Herzlicher Händedruck und manch aufrichtiges, freundschaftliches Wort sagten deutlich, daß man uns ungern ziehen ließ. Wir sollten wieder kommen. Mit uns sei ein ganz anderer Geist eingekehrt. . . ."

„. . . . Es ist sehr irrig zu glauben, man sinke in seiner Würde, wenn man sozusagen als Knecht aufs Land gehe. Die Leute dort bringen einem jeden, der von der Hochschule kommt, einen altüberlieferten großen Respekt entgegen; die urteilen dann freilich ganz nach dem Verhalten des Einzelnen und jeder, der aufs Land geht, muß wissen, daß aller Augen auf ihn gerichtet sind und daß die Dorf-Fama Siebenmeilenstiefel trägt. Man wird sehr bald mit Fragen über alles mögliche bestürmt werden und sich unversehens in der Rolle des Dozenten finden; denn die Leute auf dem Lande hören gerne aus der weiten Welt. . . ."

Welch originelle, schönempfundene Vorschläge aus studentischem Kreis möglich sind, sagt der zweite Teil dieses Briefes: „die studentische Arbeit in den Fabriken erscheint mir von allergrößter Bedeutung, ja, ich möchte sie fast für den einzigen Weg zum Wiederaufbau einer wahren Volksgemeinschaft halten. Wie der Arbeiter den geistigen Berufen ziemliche Achtung entgegenbringt, so will er auch seine Arbeit geschätzt wissen, und sie verdient es auch wirklich. Was aber den Studenten betrifft, so wird es auch durch das längste Buchstudium nicht so viel Einblick in die soziale Frage gewinnen wie durch praktische Arbeit, wie durch Fabrikarbeit, falls er sie richtig auszunutzen versteht. Auch solche Studenten, die die Fabrikarbeit aus finanziellen Gründen nicht nötig haben, sollten sich dieser unterziehen. Der Weg, um dieses zu ermöglichen, könnte der sein, daß solche Studenten freiwillig und unentgeltlich an die Stelle von solchen Arbeitern treten würden, die in dieser Zeit dann Ferien bekämen. Den Arbeitern, die mit Ferien meist recht schlecht gestellt sind, würde dadurch ein großer Dienst erwiesen werden. Die wohlhabenden Kreise der Studentenschaft aber würden dadurch eine unvergleichliche Gelegenheit bekommen, durch die Tat zu zeigen, wieviel sie für die Arbeiterschaft übrig haben. Daß der Durchführung dieses Planes große Schwierigkeiten entgegenstehen, verkenne ich nicht, auf Grund von überraschenden Erfahrungen aber, die ich auf diesem Gebiete gemacht habe, glaube ich, daß ein Projekt deshalb nicht unversucht gelassen werden darf, weil es zunächst undurchführbar erscheint. Bei den jüngeren Arbeitern war ein gewisses Mißtrauen vorhanden; einer sagte: „gelt, das ist was anderes als Leute totschießen". Aber sie ließen sich nie eine Unfreundlichkeit zuschulden kommen und manche von ihnen sprachen uns auch mit der Zeit ihre Anerkennung aus. Die Arbeiter haben hier einmal ein praktisches Beispiel für das theoretisch so oft behauptete Entgegenkommen der Studentenschaft . . . Ich möchte großen Wert darauf legen, daß die Studenten mehr mit Spaten und Schaufel und weniger mit der Feder arbeiten . . ."

Auch die kritischen studentischen Stimmen sollen zu Wort kommen:

„. . . . Das Vertrauen zur Gesamtstudentenschaft hat seine Grenzen. In jedem Saal findet sich ein Dutzend Leute, die schon in der Klinik hier waren. Der Lärm auf der Straße nachts habe sie oft nicht schlafen lassen; wann dann die Ferien begannen, habe man sich eigentlich erst erholen können. Auch sonst fehlt es ihnen nicht an einem oft sehr genauen Einblick gerade in die Schattenseiten. Ein sehr allgemein gehaltener Spruch lautete: „D'Studenta sind grandiose Strolch, da könne mir nit dran na!" Sonst können sie einen andern Standpunkt sehr gut verstehen z. B. in politischen Fragen, obgleich der Zug ins Ruhrgebiet ihnen nicht recht hinuntergehen will. . . ."

„. . . Hierbei machte ich die Beobachtung, daß treue Pflichterfüllung in der praktischen Arbeit einen viel größeren Eindruck auf die Arbeiter macht, als die Annäherung während der Arbeit im Gespräch. Vor und nach der Arbeit den Arbeitern näher zu treten, auch persönlich, halte ich für wertvoll . . ."

„. . . Wenn deshalb überhaupt Verständigung zu erhoffen ist durch die Ferienarbeit, so kann diese wohl nur sehr, sehr langsam kommen . . . ."

„. . . Der arbeitende Student, wie wir ihn heute kennen, ist noch unbekannt. Immer noch spukt der Herrenstudent der Vorkriegszeit auch in den Köpfen Urteilsfähiger . . ."

„. . . Nicht um Klassengegensätze, die da sind, zu versöhnen und zu verwischen, bin ich in der Fabrik gewesen, sondern um klar durch eigene Beobachtung festzustellen, wo die Wurzel dieser Gegensätze liegt. Die ganze jetzige Weltordnung richtet zwischen Proletarier und Student (durch Erziehung, Ausbildung, Vorleben, Milieu, Formen) eine solche Schranke auf, die nicht durch eine 2 monatliche Ferienarbeit beseitigt werden kann. Aber eines kann der Student in zwei Monaten sehr gut, nämlich sehen, daß es Menschen gibt, die keine Jugend gehabt haben, sondern vom 14. Jahr an 10 Stunden lang geisttötende Arbeit verrichten mußten, ohne nur einen Tag Urlaub zu haben . . . ."

Ich fasse zusammen, was mir diese Ferienberichte über die soziale Bedeutung der Ferienarbeit sagen: ich sagte schon, die vorwiegend optimistische Einstellung der Jugend zum Wert dieser Tätigkeit ist begreiflich. Ganz wegwerfende Ansichten darüber habe ich nie von Studenten selber gehört, höchstens von „ausgelernten" Alten, oder von ganz eingefleischten Parteimenschen, die im Werkstudenten den „baldigen Sozialisten" sehen, oder die dagegen sind, weil ein Teil der sozialistischen Presse für den Werkstudenten eintritt. Kritischer als die Studentenbriefe es ausdrücken, möchte ich dagegen auch sein, ohne eine Bedeutung für den inneren Frieden

zu verneinen: es ist etwas sehr Verschiedenes, eine mechanische, geisttötende Arbeit nur für Wochen zu tun mit dem Wissen dabei, daß diese Arbeit nur vorübergehend ist, oder aber diese Tätigkeit für ein ganzes Leben vor sich zu sehen. Damit ist die Bedeutung dieser Arbeit verringert. Zum andern: die oft genannte „Einsicht" liegt, wie ich wiederholt darlegte, nicht nur in dem Nichtverstehenwollen, sondern in dem Gegensatz der Art der Arbeit, den ich mir nur zu lösen verspreche durch meinen Vorschlag eines organischen Einbaus praktischer Arbeit in den geistigen Führerberuf.

Das „Lernen" für den eigentlichen Beruf deuten einige beachtliche Briefe an:

„. . . . Meine feste Ansicht und Ueberzeugung ist, daß es jedem Studenten nur zum Vorteil und Nutzen gereichen kann, wenn er sich die Leute, mit denen er später zu tun hat, sei es als Richter oder Lehrer, als Arzt oder Pfarrer, einmal gründlich aus der Nähe und in ihrem täglichen Leben ansieht. Ein eindringendes Verständnis ihrer Lage läßt sich aber nur dadurch erwerben, daß man sich einmal äußerlich auf dieselbe Stufe stellt und sich einmal denselben Bedingungen unterwirft, unter denen sie ihr Lebtag stehen. Man wird dabei vielleicht manche Illusionen zu Grabe tragen, dafür aber andererseits reich entschädigt durch ein wahrheitsgemäßes und wirklichkeitsgetreues Verständnis der Gedanken und Gefühle und der tatsächlichen Lage des gemeinen Mannes."

„. . . . Das Kohlenbergwerk ist eine harte, aber sehr gute Schule, die ich jedem, gleichgültig ob er Theologie, Philologie, Medizin, Juristerei oder Volkswirtschaft studiert, aufs wärmste empfehlen kann. . . ."

„. . . . . Wenn ich nochmals auf meine Tätigkeit zurückblicke, so muß ich sagen, daß ich mir sehr viele praktische Kenntnisse geholt habe und die würde ich jedem Volkswirtschaftler und Juristen anraten. Er muß einmal das Wesen und den Aufbau eines Großbetriebs kennen lernen . . . ."

„. . . . . andererseits reiche Anregung für Gestaltung des späteren Berufs und seine Vorbereitung sind die dauernden Werte, die mir meine Ferienarbeit gebracht hat . . . ."

„. . . . . Ich kann nach meiner 10 Wochenferienarbeit sagen, daß sie mich auch in der Theologie weitergebracht hat als das ganze vorhergehende Semester. Diese Arbeit befruchtet die Theorie aufs prächtigste, wenn diese vielleicht auch manchmal dadurch umgestoßen werden muß. . . . ."

„. . . . . Für Volkswirtschaftler, Juristen, Theologen, selbst Mediziner ist die Ferienarbeit eine nötige Ergänzung des Studiums, ja ich halte sie für unumgänglich, wenn diese anders ihren einstigen Beruf ausfüllen wollen . . ."

Die Behandlung der „Masse", die psychologische Behandlung der Geführten steht den meisten dabei nahe. Ich werde in einem späteren Abschnitt auf diese hier gestellte, mir wichtigste Frage eingehen und wollte hier nur die Erkenntnis des Unzureichenden des seitherigen akademischen Führerberufs durch die paar Studentenbriefe feststellen.

III. Der Werkstudent der Zukunft.

Ich habe mit dem zweiten Abschnitt zum heutigen Werkstudenten kritisch Stellung genommen. Die Art der Arbeit, meist Zufallsarbeit ohne Beziehung zur geistigen Seite der Berufsausbildung, das Nichtvorbereitetsein dazu, die innere und auch physische Schwierigkeit der heutigen Werkarbeit, die Gefährdung des Studiums und die beschränkte Bedeutung für das Führertum, für die Volksgemeinschaft, waren die Gründe der Kritik. Mit einem organnischen Einbau der praktischen Arbeit in den Schul-, Studien- und Berufsplan glaube ich den Werkstudenten der Zukunft fordern zu sollen.

1. Die Voraussetzung des Werkstudenten ist der Werkschüler. Was wir heute auf den Hochschulen als Werkstudenten ansprechen, ist eine Uebergangserscheinung. Wer nach Absolvierung der Mittelschule zu einer handwerklichen Arbeit greift, ist zu spät daran und gefährdet — und das ist die Hauptsache — seine wissenschaftliche Ausbildung. Wer aber von früh auf — und der Zeitpunkt kann in einzelnen Fällen schon recht früh liegen — vielleicht spielend beginnend, ernsthaft weitergeführt, eine bestimmte handwerkliche Tätigkeit ausübt, der verschafft seiner geistigen Betätigung eine praktische Seite. Diese praktische Betätigung sehe ich als ein wertvolles Korrektiv, eine ausgleichende Tätigkeit in psychischer und physischer Hinsicht. Wir treffen uns mit dieser Forderung mit der Arbeitsschulidee. Die Arbeitsschulidee ist nicht nur eine Forderung der Selbstbetätigung im gesamten Unterricht, sondern im engeren Sinn einer praktischen Betätigung in Handfertigkeit. Man muß endlich damit aufhören, Formen, Modellieren usw. nur als Spielerei anzusehen. Wenn besonders Vertreter der „naturgemäßen Erziehung" schon im 18. Jahrhundert lebhaft für Handfertigkeit eintraten, ich denke an Männer wie Locke, Franke, Rousseau, so taten sie dies nicht bloß, weil der Mensch, der seine Hände nicht gebrauchen kann, oft recht hilflos dasteht, sondern damit auch neben den sensorischen die motorischen Verrichtungen des Nervensystems eine Ausbildung erfahren. Darum besonders fordert Locke die Ausbildung des Knaben in einem Handwerk. Sogar produktive, werkliche Arbeit finden wir bekanntlich bei Pestalozzi

auf dem Neuhof, der seine Kinder mit Nähen, Garten- und Feldarbeit, Baumwollspinnen beschäftigt.

Besonders laut wird später der Handfertigkeitsunterricht gefordert, um den Kunstsinn zu fördern. Es ist auch schon damals sehr beachtlich von J. N. Heusinger 1797 ausgesprochen worden, daß der Gegenstand, mit dem wir uns beschäftigen, der das Objekt unserer Tätigkeit geworden ist, ganz anders kennen lernen als wenn wir uns diesen nur als Objekt des theoretischen Wissens näher bringen. Wir finden bei B. H. Blasche 1800 ergänzend ausgesprochen, daß etwa die Papparbeit das Augenmaß für Wahrheiten der Geometrie übe, besonders den technologischen Unterricht stütze. In Deutschland ist leider — jedenfalls für ältere Schüler — der Handfertigkeitsunterricht verschwunden. Nordamerika, England und auch Frankreich fördern seit den 80er Jahren die Handfertigkeit stark. In Frankreich z. B. (vgl. Götze, die Beziehung von Hand und Auge in Frankreich, in der deutschen Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen, 1. Jahrg.) müssen Kinder in den ersten zwei Jahren mit dem Faltblatt hantieren, um geometrische Figuren und das metrische System zu lernen. Die nächsten 2 Jahre werden wesentlich auf Modellieren und Kartonagearbeiten verwendet, die letzten 2 auf Kombination von Modellierarbeit und Zeichnen. Was selber hergestellt ist oder doch von allen Seiten betastet wird, prägt sich dem kinästhetischen Gedächtnis besonders ein. Die englischen Schulen beginnen mit Modellieren in Ton und in Karton aus dünner Pappe. Höhere Stufen lehren Holz- und Drahtarbeit in regelmäßigen Formen und später schwierige Gegenstände in Blech und Holz herstellen. In Deutschland besteht in Leipzig seit 1886 ein „Deutscher Verein für Knabenhandarbeit"; seit 1888 ebendort ein Lehrerseminar für Knabenhandarbeit. Formen und in Verbindung künstlerisches Zeichnen auf unterer Stufe, Papparbeiten auf mittlerer Stufe (dazu Raumlehre); Holzschnitzen auf oberer Stufe, und unter günstigen Verhältnissen Arbeiten an der Hobelbank und Metallarbeit, sind die Forderungen. Es ist besonders die Verstärkung der Anschauung der Grund für diese Tätigkeit. Sie soll aber in weiterem Sinn überhaupt eine Ergänzung der formalen Bildung sein; besonders für Großstadtkinder, die wenig unmittelbaren Verkehr mit der Natur haben. Das sind klare psychologisch-pädagogische Forderungen, die hier von führenden Schulmännern vertreten werden. In der Praxis steht Deutschland trotzdem zurück.

Ergänzend dazu möchte ich die moralischen Gründe besonders werten. Die Willensschulung lernt sich wohl am besten durch langes Festhalten eines konkreten Zieles. Sie ist weit mehr abhängig von praktischer Arbeit als von geistiger Tätigkeit. Handarbeiter sind meist größere Tatmenschen. Rasche Entschlußkraft, rasche Umstellungsfähigkeit — beides Eigenschaften, deren der sinnende, grübelnde, geistige Arbeiter oft entbehrt, vermag Handarbeit wesentlich zu fördern. Besonders wichtig scheint mir aber, daß es sich

dabei um eine verschiedene **Methode des Denkens** handelt. Die lange einseitige theoretische Arbeit veranlaßt — auf theoretischem Gebiet — ausgesprochen abstraktes Denken. Daraus resultiert der klaffende Widerspruch, wenn nach vollendetem Studium eine Anwendung auf praktischem Gebiet folgen soll. Die Lebensbrauchbarkeit deckt sich nicht ohne weiteres mit theoretischen Leistungen: auf erstere kommt es aber wesentlich an. So ist eine ganz verschiedene Methode des Denkens feststellbar. Ich denke bildhaft, anschaulich, plastisch, räumlich, oder ich denke abstrakt, ohne Uebertragung auf Räumliches. Ich kann z. B. in der Mathematik rein abstrakt denken, ich kann schon eine kleine Zahl räumlich, etwa in besonderer Anordnung (:.: = 5) mir vorstellen. Ich kann in der Musik bildhaft genießen; ich kann aber völlig ohne diese — abstrakt — hören. Ich kann so in allen Studiengebieten, auch in allen Lebenslagen Menschen finden, die völlig getrennte Methoden des Denkens auf denselben Gebieten anwenden.

Es kann aber auch schon beim Werkschüler an die sozial versöhnende Seite der praktischen Arbeit gedacht werden, durch sie werden die Altersgenossen verschiedener Schulanstalten zu gleichartiger Arbeit zusammengeführt. Es ist mit Recht schon oft auf den äußerlichen, eingebildeten Penäler gezeigt worden. Der Werkschüler, den wir dem Werkstudenten vorausstellen, verkörpere auch hier einen neuen Schülertyp. Solange Pfadfinder und Jungdeutschlandgruppen in ihrer Mehrzahl den sogenannten höheren Kreisen angehören und auf ihre handarbeitenden Altersgenossen heruntersehen, solange ist ihre vaterländische Arbeit beschränkt. Es schrieb uns kürzlich ein Pforzheimer Industrieller: „Solange unsere höheren Schüler kein Paket zur Post tragen, sondern die Mutter damit nebenherlaufen lassen, solange glaube ich den hohen Tönen vom ‚jungen Deutschland' nicht"! Es seien aber noch zwei weitere Gründe angeführt: der Werkschüler bedeutet eine Förderung eines besseren Ausleseprinzips, indem er einseitig praktisch begabten Kindern höherer Stände das Liebevolle der handwerklichen Berufe zeigt; er schiebt damit die Berufseignung gegenüber der Berufsangehörigkeit vor, ermöglicht das Abwandern höherer Kreise in handwerkliche Berufe. Der Werkschüler verschiebt zum andern das Ausleseprinzip von der einseitig theoretischen Seite nach der moralischen hin (s. u.). Der Werkschüler verhindert ein frühzeitiges spekulatives Denken, schiebt das Schwergewicht der Erziehung zu einem Teil von der intellektuellen Seite auf die des Willens. Von besonderer Beachtung scheint mir noch die ärztliche Feststellung, daß die praktische Arbeit in diesem Alter ergänzend und ausgleichend ist. Ich glaube, die schmalen, bleichen Gesichter — beachte dies besonders beim Wegfall des Militärdienstjahrs — werden durch solche praktische Arbeit seltener und schon die Jugend wird robuster und kräftiger die Schule verlassen. Ich fasse die Gründe, die den Werkschüler bejahen, zusammen: der Werkschüler als Vorbereitung

für den Werkstudenten erlaubt erst diesem ohne Nachteil für das Studium sein Dasein, er gibt die Vorbereitungszeit für ihn ab. Der Werkschüler verhindert einseitiges, theoretisches, weltfremdes Denken; er schafft größere Tatmenschen, mit rascherer Entschlußkraft und Umstellungsfähigkeit; er erzieht zu räumlicher Anschauung und bildhaftem Denken. Er ist weiterhin ein gesundheitlich förderndes Moment und zuletzt: er schafft Ventile für Abwanderung praktisch veranlagter Kinder höherer Stände in werkliche Berufe.

Der Werkschüler darf aber auch — so wie er in Praxis heute besteht — vom finanziellen Gesichtspunkt aus betrachtet werden. Ich habe mich in Württemberg als Geschäftsführer einer Stiftung um den Werkschüler gekümmert. Diese Selbsthilfe in Oberklassen höherer Schulen ist weiter vorangeschritten als allgemein angenommen wird. Eine höhere Schule berichtet, daß in dieser Frühjahrsvakanz sämtliche Reifeschüler Werkarbeit taten. Es sind zunächst finanzielle Gründe die dazu führten. Eine bedenkliche soziale Umschichtung wird vermieden, wenn es gelingt, die Ausbildung mehr wie seither unabhängig vom Besitz zu ermöglichen; d. h. wenn es gelingt, daß der Einzelne in der Berufsausbildung stehende Mensch ohne Gefährdung seines Studiums durch Teilnahme an der Produktion im Wirtschaftsleben sich das Geld für die Berufsausbildung erübrigt. Der Student hat dies seither leichter gehabt. Er brauchte das Ersparte unmittelbar nach seiner Erwerbszeit auf, der höhere Schüler dagegen legt es unter Umständen auf Jahre zurück und setzt es einem Währungsverlust aus. Ebenso handelt es sich um jüngere, weniger kräftige und noch weniger praktisch vorgebildete Leute. Trotzdem müssen wir diese Selbsthilfe fordern. Wir müssen auch bei mittleren Berufen damit rechnen, daß längere Wartezeiten nach Beendigung der Ausbildung nicht zu umgehen sind. Soviel ich weiß, sollen Volksschullehrer schon heute eine zweijährige Wartezeit haben. Für diese Zeit tut es not, sich vorzubereiten, um schlimmem Elend vorzubeugen. Es schadet auch aus andern Gründen nichts, wenn die Jugend sich unabhängig vom väterlichen Geldbeutel macht und wenn sie nicht mit einer Selbstverständlichkeit vom Ueberschuß der vorausgegangenen Generation zehrt. Es besteht heute noch die Schwierigkeit, diese werkliche Tätigkeit in korrespondierendes Verhältnis zur geistigen Berufsarbeit zu bringen, um eine innere Einheit zu ermöglichen. Ich sehe allerdings auf der andern Seite Schwierigkeiten darin, daß jungen Leuten durch ihren eigenen Verdienst Geld in die Hand gegeben wird, das eine schlechte Verwendung finden kann. Eine Kontrolle durch die Eltern kann dem Mißstand begegnen. — Man darf sich den Werkschüler nicht als einen Menschen vorstellen, der verbittert ohne Jugendfrische und Fröhlichkeit aufwächst. Diese Ansicht vertritt oft die ältere Generation, die allerdings eine andere Jugend, aber auch unter anderen äußeren Verhältnissen erleben durfte.

Unsere heutige Zeit verlangt eine härtere und ernstere Jugenderziehung. Und wenn dieser Weg der Selbsthilfe der einzig mögliche ist, um den Mittelstand in seinem Nachwuchs wiederum in führende Stellen zu bringen, so scheint mir diese Frage entschieden. Zudem bestätigen mir die Werkschüler auf ausdrückliche Fragen hin auch die freundlichen Seiten ihrer Erwerbsarbeit, die nach 6 oder 7 oder 8 Tagesstunden noch Raum für ergänzende und schöne Stunden gibt. Ich glaube ferner, daß nach den praktisch vorliegenden Ergebnissen man endlich mit der Meinung aufhören soll, als ob die Schularbeit durch Werkarbeit leiden würde. Die Erfahrungen sprechen für das Gegenteil.

Die Verwirklichung setzt voraus: 1. günstige Arbeitsbedingungen (finanziell, beruflich, gesundheitlich), 2. billige Lebenshaltung, 3. ein Währungsausgleich, 4. geeignete Vorbildung.

Zu 1. G ü n s t i g e A r b e i t s b e d i n g u n g e n: Die Schwierigkeit liegt in einer möglichen späteren Wirtschaftskrise, einer weiter gleitenden Währung und in dem meist Unvorbereitetsein unserer heutigen Jugend (s. 3.). Jedenfalls sind Arbeitsstellen für heute vorhanden. Neben freier Wohnung und billiger Kantinenverpflegung verdienen schon 18jährige kräftige Leute 200 Mark täglich im Torfwerk und in Ziegeleien. So sehr wir wünschen, daß ältere Studenten in allen Arbeiterschichten Verwendung finden, um sich hier eben Einblick zu schaffen, so stark verneinen wir diesen Wunsch für jüngere ungefestigte Schüler, für die tatsächlich eine sittliche Gefahr besteht. Wir versuchen deshalb besonders aus diesem Grund Schülerkreise zusammenzulegen, zwischenhinein den einen oder andern Studenten, um auf diese Weise eine gegenseitige Beeinflussung zu ermöglichen (vgl. z. B. bei Waldarbeit, Kanalarbeit, Ziegeleien). — Die Werkschüler von heute, die als Pioniere vorangehen, müssen in aller Sorgfalt ausgewählt werden, damit sie sich ihren Pflichten, ihren Arbeitsgenossen, ihren Vorgesetzten und der Arbeiterschaft gegenüber bewußt sind. Auf der andern Seite muß die Garantie gegeben sein, daß diese Schüler vom Arbeitgeber nicht ausgenützt werden, keine Ueberanstrengung erleben, nicht untertariflich bezahlt werden und daß mindestens die letzte Ferienwoche von Arbeit frei bleibt.

Zu 4. G e e i g n e t e V o r b i l d u n g: Es ist besonders im Hinblick auf die Wartezeit zu erreichen, daß die praktische Arbeit aus der Handlanger- und Gelegenheitsarbeit herauskommt. Wenn ein junger Mensch 2 Jahre stellenlos ist, so sollte er eine Tätigkeit finden, die ihm Einblicke gibt, die für seinen Beruf für Bedeutung sind, und die seine Berufstätigkeit ergänzt. Er sollte jedenfalls mit einer Freudigkeit dieser Arbeit nachkommen. Darum muß schon die Schulzeit Gelegenheit zur Erlernung einer handwerklichen Tätigkeit geben (s. o.)

Eine Anfrage bei den Lehrern der höheren Schülern Württembergs um prinzipielle Stellungnahme zum Werkschüler hat mit

Ausnahme einer ablehnenden Antwort und einer vorbehältlichen Zustimmung, Beifall gefunden. Ein Teil sieht im Werkschüler ein notwendiges Uebel, der weitaus größte Teil sieht darin eine wertvolle Ergänzung für den Beruf. Manche weisen darauf hin, daß Werkarbeit nichts Neues ist. Eine Schule hat auf unsere kurze Anfrage hin bereits 80 Schüler, andere bis zu 30 Schüler zur Werkarbeit angemeldet. Die ablehnende ebenso wie die bedenkliche Stimme sollen wiedergegeben werden: „. . . . Vom Standpunkt der Schule aus müssen wir wünschen, daß unsere Schüler die Ferien zu gründlicher Erholung verwenden, um mit neuer Kraft die Arbeit wieder aufnehmen zu können. Aber wir können uns nicht verhehlen, daß wirtschaftliche Verhältnisse Arbeit während der Ferien wünschenswert oder gar notwendig machen können. Auch wird in manchen Fällen derartige Arbeit eine willkommene und wertvolle Vorbereitung für den künftigen Beruf sein . . ." Der Bericht weist weiter darauf hin, daß Waldarbeit besonders geeignet sei, die Schüler können hier zusammengenommen werden, während landwirtschaftliche Arbeit unter einem ungünstigen Einfluß durch Knechte und Mägde nicht gewünscht wird. Ebenso besteht dort die Gefahr einer Ausnützung. Das Rektorat wünscht Sicherheit gegen Ausnützung der Schüler, gegen Unfall und Krankheit, fragt über die genaue Beschäftigung in Fabriken und macht von der Beantwortung dieser Fragen das Verhalten des Lehrerkollegiums und des Elternbeirats gegenüber den Schülern abhängig. — Eine ablehnende Stellungnahme meint: „Wir glaubten die Frage grundsätzlich verneinen zu sollen. Wir können schon im Werkstudenten kein neues Ideal, sondern nur ein sehr fragwürdiges, ja verhängnisvolles Notprodukt unserer Zeit erblicken. Denn man kann nicht zwei Herren dienen: der geistigen Arbeit und der Handarbeit. Auch bleibt die Annäherung der Volksschichten eine ganz einseitige: wohl lernt der geistige Arbeiter die Fabrikarbeit kennen, nicht aber der Fabrikarbeiter die geistige Arbeit, was mindestens ebenso wünschenswert wäre. Beides — Geistes- und Handarbeit — zu verbinden wird schon bei den meisten Studenten über die Kraft gehen, wenn eben die Geistesarbeit nicht zu kurz kommen soll. Bei Schülern in so jugendlichem Alter ist dies noch mehr zu befürchten, wenn sie nicht von außergewöhnlicher robuster Natur sind. Es mag solche geben, die es ertragen, aber dann sollten von den 6wöchentlichen Sommerferien die zwei letzten Wochen frei bleiben."

Ich möchte hinterher aus 2 Schülerbriefen einiges herausnehmen: „Zunächst hatte ich leichtere Arbeiten zu verrichten, Holz sortieren, Eisenstangen tragen. Dann aber wurde mir die Aufgabe, mit einer Anzahl Lehrlingen, deren Beaufsichtigung mir übertragen wurde, eine Wasserleitung zu graben. Die Arbeit mit Pickel und Schaufel, vollends während der naßkalten Tage hat mich außerordentlich angestrengt. Besonders wenn man bedenkt, daß ich jeden Morgen um ½5 Uhr aufzustehen hatte, um pünktlich

6¾ Uhr beginnen zu können. Nach 8 Tagen wurde ich an einer anderen Stelle mit Grabarbeiten beschäftigt und verdiente 16.80 Mark pro Stunde. Nach weiteren 8 Tagen 20 Mark. Man steckte mit gewissem Stolz das eigen verdiente Geld in die Tasche (wöchentlich ungefähr 1000 Mark). So war es mir am Ende meiner Arbeit am 17. Mai eine große Freude, ungefähr 3000 Mark verdient zu haben. Aber diese Ersparnis sank bald von der schönen Summe herab, denn es war nötig, für die Bekleidung Anschaffungen zu machen. Trotzdem aber wird der Rest von 1400 Mark zur Deckung der Ausbildungskosten, des Bedarfs an Taschen- und Büchergeld bis zum Schlusse dieses Sommersemesters reichen. Ich hoffe in der 5wöchentlichen Herbstvakanz meine Unkosten fürs kommende Semester zu decken." — Ueber das Verhältnis zur Arbeiterschaft, um das der junge Mensch gefragt wurde, sagt er Folgendes aus. Dabei ist zu beachten, daß der betreffende Seminarist Sohn eines Industriearbeiters ist. „Um aufrichtig zu sein, muß ich sagen, daß ich sehr enttäuscht war, indem ich mir nämlich den Durchschnitt eines Arbeiters viel zu ideal vorgestellt habe. Zunächst von den Jüngeren: jeglicher Arbeitsernst, jedes Verantwortungsgefühl fehlt. Die meisten sind nur Lohnarbeiter. Wenn man allerdings selbst mithilft, so lernt man das auch verstehen. Sittlich ist diese Jugend derart heruntergekommen, daß mirs weh ums Herz wurde. Ich bin versucht zu sagen, daß die Fabriken Entsittlichungsanstalten sind. Sinn für Ideale, für Reinheit und Tugend, für Mannesstolz und Mannesehre fehlt vielfach ganz. Und die Aelteren: in der Hauptsache muß ich leider sagen, daß die Jugend allerdings zu bedauern ist, die solche Vorbilder hat. In sittlicher, speziell in sexueller Beziehung sieht's tieftraurig aus. Heiligkeit der Ehe scheint ein Märlein geworden zu sein. Ich lernte einen Arbeiter kennen, der in der Woche über 1000 Mark verdiente, der mir lachend erzählte, daß er in einer Nacht 400 Mark verpufft habe. Und die Kehrseite davon: hungernde Kinder und unglückliche Frauen. Gewiß gibt es auch bessere Elemente. Aber man kann doch sagen: wenn ein Arbeiter bei derartiger guter Bezahlung und einigermaßen Sparsamkeit einen bescheidenen Wohlstand erstreben würde, er würde dies Ziel erreichen können. Hauptsächlich aber sind es 2 hindernde Faktoren: Alkohol und Nikotin." — Trotzdem stellt der junge Arbeiter fest, daß sein Verhältnis zu den Arbeitern gut gewesen ist, ebenso ist ihm nicht bewußt, daß es zwischen diesen selber auch nur eine Reiberei gegeben hätte. Ein anderer junger Ferienarbeiter schreibt auch, daß junge Arbeiter spöttisch, grob und roh wären, doch sagt er, daß er von älteren Familienvätern sehr mit Achtung behandelt worden sei.

Auf die Anregung der Markelstiftung hin hat sich nun unter dem Vorsitz des Landesamts für Arbeitsvermittlung eine Kommission gebildet, die betr. die 3 württembergischen Hochschulen, für die Fachschulen, Seminare, höheren Schulen für die Stellen-

beschaffung tätig sein will. Der Industriellenverband erläßt ein Rundschreiben an die angeschlossenen Firmen. Die Bezirksarbeitsämter übernehmen die Vermittlung. Persönliche Vereinbarungen sollen in der Regel stattfinden. Es ist von Bedeutung, daß nur zuverlässige Schüler und Studenten ausgewählt werden. Eine vorhergehende ärztliche Untersuchung über den nötigen Kräftezustand findet statt. Eine Belehrung der Schüler über das Verhalten während und nach der Arbeit ist nötig.

Die Einwände sind teilweise schon vorweggenommen. Ich berühre noch folgende: die finanzielle Leistung zur Einrichtung der Werkstätten ist unmöglich! Von heute auf morgen: ja; für den Staat: ja. So aber wie die Tübinger Studentenhilfe in kurzer Zeit die Buchbinder-, Schreibmaschinen- und Schuhmacherwerkstätte und ihre Lehrgärtnerei einrichtete, so kann eine Schule mit freiwilliger Hilfe wenigstens bescheidene Einrichtungen schaffen, sie kann sogar auf teilweise Bestehendes zurückgreifen. Einzelne Schulen werden als Bahnbrecher vorausgehen müssen. — Weiterhin: die Zeit! Für die höheren Schulen der beachtlichste Einwand; er wird als Schwierigkeit bestehen bleiben; er wird milder aussehen, wenn die handwerkliche Arbeit zum größten Teil auf Ferien, auf freie Nachmittage, zum kleinsten Teil auf stark belegte Schultage geschoben wird — und besonders bei der ärztlichen Feststellung, daß diese Arbeit in gesundheitlicher Hinsicht ergänzend ist, die geistige Arbeit also fördert. — „Man kann nicht zween Herrn dienen"; man kann auch einem geistigen Beruf mit innerer Teilnahme zustreben, dann aber den praktischen Beruf lassen. Die Gefahr des „Inshandwerkpfuschen" wird an die Wand gemalt. Man spricht so gern dabei von einer Verwirrung des Ziels des Studiums, einer Schwächung des Ansehens geistiger Arbeit. Von einem völlig geschlossenen Gedankenkreis spricht aber heute keine Schulgattung. Konzessionen hat jede gemacht. Spricht man beim Turnen, Fechten — also auch praktischer Tätigkeit — von einer Verwirrung des Studiums? Besonders aber — das habe ich schon angedeutet — soll die praktische Tätigkeit schon auf früher Stufe zur geistigen Seite in Beziehung gebracht werden und diese ja gerade ergänzen. Sollte aber dieser Einwurf dahin gehen, daß unsere Jugend der höheren Schulen unverbunden mit dem Leben und gerade mit der praktischen Seite des Lebens nur in eine schöngeistige, romantisch gerichtete, exklusive Atmosphäre gerade in den Entwicklungsjahren gehöre, so halte ich eine breitere Auseinandersetzung mit diesem beachtlichen Einwurf für nötig. Es ist die Frage, die den Studenten noch mehr berührt und darum dort behandelt wird.

Ueber die Art des geforderten Handfertigkeits- und Handwerksunterrichts, über seine Eingliederung in den Schulplan läßt sich hier nur andeuten: wir wünschen diese praktische Tätigkeit in bestimmter, für den einzelnen Schüler verschiedenen Richtung. Das heißt: schon auf der Mittelschule soll dieser Handfertigkeitsunter-

richt möglichst e i n e n bestimmten handarbeitenden Beruf im Auge haben. Der spätere Maschinenschlosser, der Buchbinder, der Schreiner — sie gehen in ihrem Handfertigkeitsunterricht — auf mittlerer oder höherer Stufe jedenfalls — auseinander. Ein Anknüpfen an die bestehenden Werkschulen ist möglich. Erfahrungen auf diesem Gebiet liegen vor.

2. Der Absolvierung der Mittelschulen folgt ein wirtschaftliches Dienstjahr oder doch eine längere praktische Arbeitszeit. Es braucht hier nur angedeutet werden, welch weitere Aktivposten mit einer solchen Tat verbunden wären. Soziale, sittliche, wirtschaftliche, gesundheitliche Momente sind dabei nicht zu trennen. Ich habe die Hoffnung zu der deutschen Studentenschaft, daß die Zeit nicht fern ist, in der sie sich zu einem obligaten Arbeitsdienstjahr verpflichtet. Und es könnte sich dabei denken lassen, daß die vermögenderen Teile derselben mit dem Erlös ihrer Arbeit Hochschuleinrichtugen schaffen und stützen würden.

3. In der ersten Hälfte der Studienjahre würden die langen Hochschulferien weiterhin zu Handarbeitsferien, so wie sie es heute in der Uebergangszeit schon weithin sind und ohne Gefährdung des Studiums sind.

4. Für die höheren Semester, für die das Studium die Werkarbeit ausschließt, ist die Darlehenskasse bestimmt, die von der gesamten deutschen Studentenschaft (allgemeiner Beitrag), einem Darlehen der Industrie und einem Reichsbeitrag getragen heute im Entstehen ist und in kleinerem Maßstab in Tübingen schon besteht.

5. Für manchen „Ausstudierten" wird dieser handarbeitende Beruf ein Unterschlupf in der W a r t e z e i t sein. „Arbeitslosenunterstützung für Akademiker", jämmerliche, gehässige Notschreie „aus akademischen Kreisen", wie wir sie erlebten, würden zu Unmöglichkeiten.

6. Für recht viele schon im Beruf stehende Akademiker wäre diese praktische Tätigkeit ein gesunder Ausgleich zur geistigen Tätigkeit. So, wie heute schon mancher unter diesen eine kleine Schreinerei, eine Buchbinderei oder einen Garten umtreibt. Ich habe in letzter Zeit eine ganze Reihe Akademiker aufgesucht, die in diesem Sinn „Werkstudenten" noch heute sind und die mir gerne bestätigten, daß diese praktische Tätigkeit ihre Berufsauffassung und -ausübung wesentlich beeinflusse. Als nüchterne, lebensnahe Menschen sind sie mir vorgekommen und ich zweifle nicht, daß ihre Untergebenen (in einem Fall die Schüler) in einem persönlichen Vertrauensverhältnis zu ihm stehen. Die Leistung im Beruf — ein inneres Verhältnis vorausgesetzt — ist keine kleinere, wahrscheinlich eine größere, sicher eine volksgemäßere. Man muß mit den paar Gelehrtennaturen, von denen unsere Hochschulen nicht überschwemmt sind, nicht zuviel Kapital schlagen wollen. Für die meisten Studenten ist die Universität die Stätte der Berufsausbildung, diese in einem weiten Sinn gemeint. Nur wenige haben

später einen reinen Dienst an der Wissenschaft; für diese kann man glauben, von einer Werkarbeit absehen zu müssen.

Ich bin damit noch einmal in die Auseinandersetzung mit einzelnen Einwänden gekommen, die die Werkstudentenidee vertiefen können. Ich betonte eingangs, daß die Forderung aus verschiedenen Gesichtspunkten heraus verstanden werden müsse und wollte auch nicht gelten lassen — auch rein zeitlich nach der Entstehung nicht —, daß die Grundlage des Werkstudentengedankens nur auf rein wirtschaftlichem Gebiet liege und alles andere nur erfreuliche Begleiterscheinungen darstellen. Werkstudenten — jedenfalls in ganz weitem Sinn gefaßt — hat es gegeben, ehe die Idee herausgestellt wurde; die ersten Werkstudenten — wenigstens in Deutschland — taten dies um ihres Studiums willen (Praktikantenjahr) und um die soziale Frage zu studieren. In der sozialen Literatur stoßen wir auf die Tatsache wiederholt, daß sich diese Frage nicht theoretisch allein verstehen lasse! Eine weitere Anregung — rein zeitlich betrachtet — brachte das Ueberfüllungsproblem der Akademiker und Offiziere. Wir stoßen nach der Revolution auf viele Vorschläge nach dieser Richtung aus den Kreisen der Stellenlosen. Ein akademisch gebildeter Volkswirt rät damals dem württ. Arbeitsministerium, auf je 200—300 Arbeiter einer Fabrik soll zwangsmäßig ein Akademiker oder Offizier als gewöhnlicher Hilfsarbeiter eingestellt werden. Dann erst beginnen die gewaltigen Teuerungszeiten, die den Studenten zum Verdienst in die Fabrik treiben.

Die Vielen, die es nicht nötig haben, was tun sie bei der Arbeit? Ich brauche nicht zu wiederholen, welche wertvolle Seite die Werkarbeit für jeden geistigen Führer bedeutet. Davon war die Rede. Ich denke mir aber auch abgesehen davon, daß die Zeit kommt, die innerlich etwas empfindlicher wird, von dem Arbeitsüberschuß der vorhergehenden Generation mit einer Selbstverständlichkeit zu zehren! Wenn uns heute ein junger Student schreibt: „meine Mittel erlaubten mir, weniger sparsam zu leben; ich möchte trotzdem die Studentenküche benützen, gebe gern eine freiwillige monatliche Gabe in die Selbstbesteuerungskasse, denn wir haben die Pflicht, auch dann zu sparen, wenn wir es nicht nötig haben und darin ein Vorbild zu sein." Und wenn wir heute einen jungen Mann hören, der sich weigert, im väterlichen Auto spazieren zu fahren, so sehe ich darin nicht krankhafte Uebertreibungen, sondern den Anfang einer stärkeren Empfindlichkeit in der obengesagten Richtung. Es muß nicht sein, „daß der Vater alles bezahlt". Ein selbsterschafftes Stück Geld wird jederzeit vorsichtiger ausgegeben und eine Wirtschaftsunabhängigkeit macht den Studenten frei und innerlich stark. Und dazu kann der Werkstudent recht wesentlich helfen. Ich glaube daran, daß eine neue Einstellung zum Geld und zum Besitz kommen muß und sehe darin die einzig mögliche Ueberwindung des Kapitalismus. Geld als Arbeitskraft wird immer nötig sein, aber das Kapital kann dort zum Teil ausgeschaltet werden, wo es am schlimmsten wirkt. Welch

große Tat kann in dieser Richtung die Trennung der Ausbildung für einen Führerberuf vom Besitz sein. Ich sehe in diesem Kampf um eine neue Einstellung zum Geld eine Zahl lichter Punkte, die nur angedeutet seien. So wie heute unsere Wandervögel gerade mit dem Reiz der einfachsten Lebensführung auf der Wanderung breitere Kreise umfassen, so sieht der heute erwachende einfache Lebensstil im einfachen Goethegeburtshaus ein geeigneteres Vorbild als in den protzigen Gelassen der „neuen Reichen". Zu einer einfachen und unabhängigen Lebensauffassung soll der deutsche Werkstudent mithelfen.

IV. Das Führerproblem und der Werkstudent.

Die Forderung des Werkstudenten ist für mich zuerst eine Forderung eines neuen Berufsinhalts, eines neuen Berufsethos. Ich sehe vor mir ein Führerproblem. Ich habe dabei nicht den großen Volksführer im Auge, mit dem ein Volk spärlich, oft in langen Zeiten überhaupt nicht gesegnet ist; ebenso schalte ich den eigentlichen Gelehrten dabei aus und denke an den Beamten, Arzt usw., an den Funktionär des Staates. Was erwarten wir von ihm und wie stellt er sich in Wahrheit dar? Zuerst fordern wir von dem, der uns führt, geistige Qualitäten, vor allem Selbstständigkeit im Denken; das Erkennen der Zusammenhänge, also überschauendes Denken. Wir erwarten von ihm — das hängt teilweise damit zusammen —, ein solides Berufswissen und -Können. Weiterhin besondere moralische Qualitäten, Treue im Beruf und nicht zuletzt einen Menschen mit starkem Willen. Wir dürfen glauben, daß dem deutschen Führer diese Seiten zu einem guten Teil eigen waren. Ein ungünstigeres Urteil stellen wir fest, wenn wir die zwei letzten Seiten im deutschen Führer suchen, die man vielleicht als das persönliche Moment im Führertum zusammenfassen darf. Das Wort Vertrauen weist darauf hin, der Begriff Persönlichkeit trägt sie in sich. Die Fähigkeit der Einfühlung in die Geführten und das innere Müssen, das Mögen, die warme selbstverständliche Hinneigung zu diesen (auch ihren Verhältnissen) sagt das deutlicher. Das erstere erfordert volksgemäßes, lebensnahes Verstehen, das zweite soziale Gesinnung. Beide Seiten sind auseinanderzuhalten, die eine oft ohne die andere gegeben. Wenn z. B. die technischen akademischen Berufe angeführt werden, um die geringe Bedeutung der praktischen Arbeit auf die soziale Gesinnung zu zeigen, so muß berichtigt werden, daß diesen Berufen die praktische, lebensnahe Einstellung nicht fehlt, daß dagegen die warme Hinneigung, das innere Müssen keineswegs stärker vorhanden ist als bei den anderen akademischen Berufen. Es handelt sich also um ein Können und um ein inneres Müssen. Der Berufsinhalt ist heute mechanisiert worden durch die einseitige intellek-

tualistische Betonung des Führertums und die räumliche und zeitliche Beschränkung auf das „Amt". Beides hat dem Beruf die Bedeutung genommen. Die geistige Ueberlegenheit und die Treue in der Arbeit genügt nicht; das persönliche Moment gehört dazu. Aus Funktionären Persönlichkeiten zu machen, wäre grob ausgedrückt das Ziel. Einem Teil derjenigen, die den Krieg innerlich mitmachten, ist diese Unterscheidung besonders beim Zusammenbruch klar geworden. Wer „Führer" unter seinen Soldaten war, hat seine Untergebenen heimgebracht, und wer ein lebendiges Bild eines solchen Führers haben will, der greife zu den Tagebuchblättern des jung gefallenen Otto Braun, die jeder, der sich mit dem Führerproblem beschäftigt, lesen soll. Man sagt darauf, daß der Führer nicht zu machen sei, daß er geboren sei. Ich denke aber auch an die *geborenen* Führer, die durch ihre Berufserziehung ihrer Führereigenschaft verlustig gingen. Wir sind nicht so arm an solchen geborenen Führern, wenn wir ihnen nicht durch ein einseitiges Studium die persönliche Seite des Führerberufs nehmen.

Ich habe in der vorstehenden Analyse des Führerbegriffs zu zeigen gesucht, welche Seiten dem deutschen Führer eigen sind, welche Seiten ihm mangeln. Die Ursachen liegen in dem mechanisierten Berufsinhalt. Wie heute im wirtschaftlichen Leben die Tendenz zu einer mehr persönlichen Wirtschaft besteht, insofern der Arbeiter durch einen persönlichen Einblick in den Zusammenhang seines Arbeitszweiges, durch Wechsel in seiner Arbeit, durch persönliche Teilnahme am Erlös der Arbeit innerlich beteiligt, oder wie das Streben nach einem persönlichen Zusammenführen von Produzenten und Konsumenten besteht, so muß in das Untergebenenverhältnis das persönliche (früher bestehende) Moment wieder hinzukommen und der persönliche Kontakt hergestellt werden. Und das ist besonders möglich in innerlich begründeten, lebensvollen Berufskreisen, wie ich sie hier früher angedeutet habe. Das ist für mich die Forderung zu einem neuen Führertum. Die beschränkte Bedeutung einer zeitweiligen persönlichen Berührung der Führer mit den Geführten legte ich oben dar. Die tiefste Ursache des Auseinanderkommens und -Bleibens liegt einerseits in dem Gegensatz des Inhalts der verschiedenen Arbeit, im letzten dem Gegensatz von geistiger Arbeit und Handarbeit, zwischen Geist und Materie und andererseits — das hängt damit zusammen — in der unnatürlichen Gliederung des Volkes. Es ist eine Utopie, dieser Gegensatz bestünde nur — hier allerdings am schärfsten in die Erscheinung tretend — zu den Fabrikarbeitern. Wer den Bauern etwa gut kennt, bestätigt den hier ebenfalls bestehenden Gegensatz. Es ist vielleicht ein einleuchtendes Beispiel des völligen Nebeneinanderlebens zweier Schichten unseres Volkes, daß die Tübinger Studentenstatistik auch nicht einen einzigen Vertreter der eigentlichen Stammbevölkerung Tübingens (der räumlich in einem Stadtviertel zusammenwohnenden früheren Weingärtner) kennt, trotz-

dem die billige Ausbildungsgelegenheit und bestimmt auch geistige Qualitäten vorliegen. Dieses Nebeneinanderleben und Nichtverstehen der verschiedenen Kreise in unserem Volke mildern wir nur durch organischen Einbau der praktischen Handarbeit in den geistigen Führerberuf und eine innere Verschmelzung der einzelnen Führer mit der entsprechenden Berufsgruppe.

Der Berufsinhalt ist mechanisiert, bürokratisiert, weil die persönliche Seite fehlt. Ein orientalischer oder slavischer Zug hat sich in das Vorgesetztenverhältnis eingefunden, den wir wegwünschen, ohne die Disziplin zu mildern. Das wird die Schwierigkeit sein. Die Meinung ist wiederholt ausgesprochen worden, daß mit einer persönlichen Bindung die Objektivität, vielleicht die Treue in Gefahr komme und daß besonders die selbstlose Unterordnung und Einfügung wegfalle. Das muß nicht sein. Unserer deutschen Wesensart entspricht die Disziplin und ganz besonders die Unterordnung unter einen verehrungswürdigen Führer. Dafür brachte der Krieg unzählige Beispiele. Die Treue im altgermanischen Gefolgswesen, das heißt die Hingabe an eine Persönlichkeit war die stärkste Bindung im germanischen Staat. Wir wollen so heute wieder die persönliche Seite in der Gemeinschaft werten. Wenn heute der Ruf zur Volksgemeinschaft ertönt, so ist diese doch nur in dem Sinn zu verstehen auf persönlichem Verhältnis den deutschen Volksgenossen in einem Vertrauens- und Freundschaftsbund zu binden. Und diese Möglichkeit in diesem großen Kreis habe ich ja bezweifelt.

Es darf in diesem Zusammenhang die Frage aufgeworfen werden, was überhaupt tragfähige Bindungen schafft? Ganz allgemein antworten wir darauf, daß gleiches Blut bindende Kraft hat, daß es aber nur zu oft versagt. Das Geschlecht kann binden. Gleiche Religion, gleiche Lebensauffassung, gleiche Lebensform kann zusammenführen. Eine Ideengemeinschaft oder eine Gemeinsamkeit geistiger Entwicklung führt jedenfalls zu vorübergehenden Bindungen. Daß die räumliche Zusammenfassung und daß besonders die Schicksalsgemeinschaft starke Zusammengehörigkeit schafft, lehrt uns die Geschichte nicht weniger als die Gegenwart. Ich möchte die Berufsgemeinschaft als eine besonders tragfähige Schicksalsgemeinschaft aus diesen Bindungen besonders herausheben. Ich stelle sie bewußt über die angeführten Bindungen, weil sie weniger Schwankungen ausgesetzt ist, weil sie eine besonders tragfähige Etappe von der Familie zur Volksgemeinschaft bildet.

Die Berufsgemeinschaft soll der Weg zur Volksgemeinschaft sein! Berufsstolz und Berufseigenart sind die Voraussetzungen. Und diese Typisierung der Berufe braucht nicht zu einer Karikierung zu führen; und ebensowenig braucht das berufsständische Bewußtsein zu einer Absonderung und zu feindseligen Gegensätzlichkeiten zu führen. Wünschen wir nicht hundertmal für unsere wurzellose Großstadtbevölkerung ein Einfinden und Eingliedern in eine Berufsgemeinschaft, die Rückgrat und Berufsstolz verschafft und die sich bewußt in der Lebensform äußert? Und die Brücken

von Beruf zu Beruf verschafft nicht das „Wissen“ um den andern Beruf, das durch gastweises Mitleben dort gewonnen wird, sondern die Bindungen dorthin — so weit solche überhaupt nötig sind — liegen auf rein menschlichem Gebiet. Der Bauer wird seinen Staatsbegriff immer mit seinen Elementen füllen und wird immer einen Bauernstaat vor sich sehen. Wenn er heute „kein Verständnis für die Stadt“ zeigt und sich um Ablieferung von Nahrungsmitteln drückt, so fehlt es ihm hier nicht an Verständnis und Liebe für die Stadt (er wird beides auch nicht bei noch tieferem Kennenlernen kriegen!), sondern der wüste Mammonsgeist ist Schuld. Es ist also eine moralische Frage.

So haben wir für den großen unpersönlichen Staatsbegriff recht gerne große Worte! Taten lassen sich zeigen — und auf sie allein kommt es an — in übersichtlichen kleinen Kreisen, die eine gleichartige Struktur aufweisen. Der Beruf ist eine solche Gemeinschaft.

Ich sprach von der rein menschlichen, moralischen Seite, die Berufe zur Volksgemeinschaft zusammenschweißt. Ich möchte hinzufügen, daß auf diesem Gebiet die große Mission der Führer liegt. Durch ihre Führereigenschaft erhalten sie die dazu nötige überschauende Fähigkeit, durch ihre werkliche Tätigkeit aber sind sie erst Berufsgenossen und haben die Möglichkeit einer Einwirkung. Unsere heutigen Führer der Berufe sind großenteils gar keine Berufsgenossen. Sie haben große Worte, hetzen und tun das Gegenteil von dem eben Gesagten. Der Führer hat so nicht bloß die Aufgabe, das Berufsbewußtsein zu heben, den Beruf überhaupt zu heben, sondern, wie gesagt, die Brücken zur großen Gemeinschaft zu schlagen. Zu diesen hohen Aufgaben wird der deutsche Führer erst befähigt, wenn er sich aus seiner horizontal gelagerten Schichtung losreißt und sich in einen vertikal gelagerten Berufsverband einfügt und dort aufgeht. Die Voraussetzung dazu erkenne ich in einer Gesinnung, in einem inneren Müssen und in einem Können. Und das Können eben hat zur Voraussetzung die innere Berufszugehörigkeit. Und darum ist es mir bei der werklichen Tätigkeit des Studenten und Führers zu tun. Daß er in einem praktischen Beruf aufgeht, dort sich eingliedert und dort ein Führer ist. Anderswie schwätzen wir vor tauben Ohren oder lösen eine Augenblicksbegeisterung aus. So muß in unserem berufständisch gegliederten Volkskörper der Führerberuf eine geistige und eine werkliche Seite haben. So suchen wir heute den Bauernpfarrer, den Arbeiterrichter, die ihren Berufsgruppen auf ihre Art ein Führer und Berater sind; so ist der Beruf der Weg zur Seele des Volks.

Für mich hat also der Inhalt des Führerberufs eine geistige und eine korrespondierende werkliche Seite. Erst beide Seiten zusammen machen den neuen Berufsgehalt aus. Von Wichtigkeit ist, daß beide Seiten in einem inneren Verhältnis stehen und ergänzend sind. Wie etwa beim Maschineningenieur der Maschinen-

schlosser, beim Architekten der Maurer, so etwa ist beim Arzt der Krankenwärter, beim Arbeiterrichter der Industriearbeiter, beim Förster der Waldarbeiter, beim Bauernpfarrer der Bauer usw. die entsprechende handarbeitende Seite des Berufs. Dies hat wie gesagt die zweite wesentliche Folge, daß diese Führer mit ihren entsprechenden Berufsgruppen verwachsen und diese zu höherem Berufsgehalt führen. Die Akademikerschicht muß begreifen, daß sie — dies spuckt immer noch in einzelnen Köpfen — keinen Selbstzweck, kein Eigenleben und keine innerlich begründete, zusammengehörige Schicht darstellt, sondern daß sie um Volk und Staat willen da ist, daß sie in den einzelnen Berufsgruppen aufgehen und als Sauerteig dort wirken muß. Daß das starke berufsständische Empfinden, der Berufsstolz die gegebene Etappe und die Voraussetzung zum völkischen und staatlichen Denken ist, sagte ich in einem früheren Abschnitt. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, bekommt der Inhalt des Berufs wieder Weite und Tiefe; er hört nicht auf, wenn die Kanzleitüre zufliegt. Was ich dem deutschen Führer wünschte an Lebensnähe, Einfühlung in die Geführten einesteils und ein innerliches selbstverständliches Müssen und Mögen und Streben zur Seele des Volkes anderenteils, glaube ich durch die praktische Seite des Führers ergänzend einführen zu können, die diesem an Naivität, Volksgemäßheit zurückgibt, was die theoretische Betätigung zu nehmen droht, und die auf der andern Seite durch ein Verwachsen mit einer Berufsgruppe, die bei den durchsichtigen, mehr persönlichen, menschlichen als gesetzmäßigen, legitimen Zusammenhängen, die Pflichten einer Gemeinschaft gegenüber leichter erkennen lassen. Dann bleibt's bei der „sozialen Gesinnung" nicht stehen. Die Taten allein geben Rechenschaft und sie sind in einem berufsständischen Verband für den Führer, wenn er zur Tat durch seine praktische Seite seines Berufs Neigung und Befähigung hat, klar gefordert. Mit Tönen und hohen Sprüchen ist's dort nicht getan.

Das „Werkstudentenführertum" hat also eine berufsständische Gliederung des Volkskörpers mit einer starken Betonung der persönlichen statt der gesetzmäßigen Bindungen zur Folge. Und ich glaube, daß unsere politische Entwicklung aus anderen Gründen noch diesen Weg empfiehlt. Möchten dann die Führer der Berufsgruppen vermöge der geistigen, überschauenden Seite ihres Berufs eine Verknöcherung, einen Partikularismus in diesen Kreisen verhüten und eine Hebung der Stände erreichen.

V. Die wirtschaftlichen Grundlagen des Hochschulstudiums und die studentische Wirtschaftspolitik.

Die deutsche Studentenschaft wird durch die wirtschaftliche Not stärker betroffen als jeder andere Volksteil. Der überwiegende Teil der Studenten entstammt dem Mittelstand.

Ueber die soziale Herkunft der württembergischen Studenten liegen umfangreiche Untersuchungen des früheren Tübinger Universitätssekretärs Rienhardt vor, auf die ich verweisen darf. Für die reichsdeutsche Studentenschaft gibt Conrad in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik 1906, 3. Folge, 32. Band Bescheid. Württemberg zeigt besonders klassisch den seit der Reichsgründung steigenden Zustrom aus den nicht akademisch gebildeten Kreisen in die akademischen Berufe, während der Anteil der akademischen Gebildeten zurücktritt. Der sogenannte untere Mittelstand ist der Träger des akademischen Nachwuchses. Conrads nachfolgende statistische Uebersicht zeigt dies an der reichsdeutschen Studentenschaft. Er unterscheidet 3 Berufsgruppen: 1. Die Berufe mit akademischer Bildung einschließlich der Offiziere. 2. Die höheren wirtschaftlichen Berufe (Industrielle (auch Kleingewerbetreibende), Kaufleute, Gutsbesitzer, Schriftsteller, Künstler einschließlich der Rentner). 3. Die unteren Klassen (Staats- und Kommunalbeamte, Lehrer ohne akademische Bildung, Privatbeamte, Bauern, Gärtner, niedere Bedienstete, Arbeiter).

Zeitraum	Angehörige der Berufsgruppe I.	II.	III.	Vom Hundert der Studenten I.	II.	III.
1886/87—1887	2658	6232	3883	20,8	48,8	30,4
1891/92—95/96	2666	5596	3490	22,7	47,6	29,7
1899—99/00	3267	6987	4582	22	47	30,9
1902—1902/3	3480	7682	5295	21,2	46,6	32,1

Rienhardts nachfolgende statistische Uebersicht zeigt dasselbe an der württembergischen Studentenschaft. Rienhardt reiht abweichend die Apotheker, Tier- und Zahnärzte unter Gruppe 1 ein, ferner teilt er die Industriellen in Großgewerbetreibende, die der Gruppe 2 und Kleingewerbetreibende, die der Gruppe 3 zugeteilt werden, ein. Ebenso teilt er die Privatbeamten in solche in leitender Stellung (Gruppe 2) und Privatbeamte in untergeordneter Stellung (Gruppe 3)

Berufsgruppe	1871—76 abs.	%	1876—81 abs.	%	1881—86 abs.	%	1886—91 abs.	%
I	303	43,4	369	36	383	29,6	404	35,2
II	48	6,9	98	9,5	193	14,9	174	15,2
III	347	49,7	559	54,5	717	55,5	568	49,6

Berufs-gruppe	1891—96		1896—01		1901—06		1906—11	
	abſ.	%	abſ.	%	abſ.	%	abſ.	%
I	384	34,4	432	34,4	432	34,2	483	28,8
II	175	15,6	189	15	184	13,5	245	14,5
III	559	50	642	50,8	748	54,8	956	56,7

In dieſer Zuſammenſetzung der Studentenſchaft hat ſich ſeit Kriegsſchluß trotz der wirtſchaftlichen Not gottlob wenig geändert. Einer Zuſammenſtellung der Tübinger Studenten nach dem Krieg (nicht nur der württembergiſchen Staatsangehörigen!) entnehme ich folgende Zahlen: 3223 Studenten; davon 352 Söhne von Volksſchullehrern, 342 von Pfarrern, 350 von Kaufleuten, 224 von Kleingewerbetreibenden, 147 von Landwirten (Kleinbauern), 98 von Fabrikanten, 97 von akademiſch gebildeten Lehrern. Die Lohnarbeiter fehlen faſt ganz (noch nicht 1%). Mit dem Frühjahr 1922 ſoll zum erſten Mal eine Wendung eintreten; die Abiturienten dieſes Jahres haben ſich in Württemberg zu einem geringeren Teil als ſeither für die Hochſchulen vormerken laſſen. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß nach einer Zeit der Ueberflutung der Hochſchulen das Gegenteil eintritt (ſ. VI).

Dieſe Feſtſtellung der ſozialen Herkunft macht die wirtſchaftliche Not leicht begreiflich. Wir wiſſen, wie ſchon vor dem Krieg die Söhne der Handwerker, der niederen und mittleren Beamten nur durch größte Opfer der Eltern ſtudieren konnten. Die Feſtſtellung, daß ein elterlicher Zuſchuß prozentual der Lebensteuerung bei dieſen Söhnen heute nicht möglich iſt, iſt eine Selbſtverſtändlichkeit. So müßte von hier aus geſehen die Berufswahl mehr als bisher von wirtſchaftlichen Geſichtspunkten beeinflußt werden und eine geiſtige Verarmung könnte die Folge ſein. Die veröffentlichten Statiſtiken über die Lebensverhältniſſe der Studenten ſind unſicher: ſie ſind leider oft übertrieben. Die Univerſitäten ſind in größerer Not als die andern ſonſtigen Hochſchulen und die Not in den erſteren nimmt mit der Größe der Stadt zu. 25 Hochſchulen (darunter Berlin!) haben keine Erhebungen angeſtellt; verſchiedene mit nur geringem Erfolg. Eine Verwertung der Statiſtiken im Reich wird möglich, ſobald die einzelnen Erhebungen zu gleichen Zeiten, mit gleichen Frageſtellungen und wenn ſie obligat von allen Studenten beantwortet werden. In Tübingen wurde die letzte Erhebung im Januar 1921 angeſtellt. Den Zahlen iſt eine Erhöhung der inzwiſchen erfolgten Teuerung entſprechend aufzurechnen. 65% der Studentenſchaft hat ſich an der Erhebung beteiligt. Die Korporationen nahmen die Ausfüllung für ihre Kreiſe ſelbſt in die Hand, ſodaß die vermöglicheren Kreiſe erfaßt wurden und das Durchſchnittsbild zuverläſſig ſchien. Der Geſamtdurchſchnittswechſel betrug monatlich 420 Mark; für Theologen 305 Mark, Mediziner

450 Mark, Zahnärzte 460 Mark, Philologen 360 Mark, Naturwissenschaftler 400 Mark, Chemiker 480 Mark, Staatswissenschaftler 410 Mark, Juristen 455 Mark. Für Kolleggeld, Studienmittel usw. gaben im Semester durchschnittlich aus: Theologen 340 Mark, Mediziner 450 Mark, Zahnärzte 480 Mark, Philologen 350 Mark, Naturwissenschaftler 390 Mark, Chemiker 450 Mark, Staatswissenschaftler 360 Mark, Juristen 400 Mark. Daraus wurden die Gesamtkosten des Studiums berechnet: Theologen (8 Semester) 12 500 Mark, Mediziner (10 Semester) 24 500 Mark, Zahnärzte (8 Semester) 19 800 Mark, Philologen (8 Semester) 15 800 Mark, Chemiker (7 Semester) 15 800 Mark, Naturwissenschaftler (8 Semester) 16 600 Mark, Staatswissenschaftler (6 Semester) 13 100 Mark, Juristen (8 Semester) 19 200 Mark. Besonders die bedeutende Erhöhung der Gebühren hat das Bild verschoben (s. u.). Vom Juli 1921 liegt eine Erhebung der Europäischen Studentenhilfe über das Existenzminimum des deutschen Studenten, bearbeitet auf Grund jeder Hochschule zugestellter Fragebogen. Die Angaben schwanken zwischen 500 und 800 Mark je nach Art der Hochschule (Technische Hochschulen haben höhere Sätze), nach der Größe der Hochschulstadt. Bei den Universitäten nimmt das teure Medizinstudium eine Sonderstellung ein. Einzelne vorsichtige Berechnungen (Alois Fischer-München; Friedberger-Greifswald) kommen zu ähnlichen Größen. Dr. Tillmanns von der Deutschen Wirtschaftshilfe hat für den Sommer 1921 den jährlichen Mindestbedarf für den Durchschnitt der Studienfächer ausgerechnet:

Lebensunterhalt und Studienkosten für 8 Studienmonate	= 4200 Mark
desgl. für 4 Ferienmonate	= 1600 Mark
Einmalige große Anschaffungen	= 2000 Mark
Jahresbedarf	= 8400 Mark

Ich möchte für Februar 1922 auf Grund der neuen Gebühren- und Kolleggeldsätze und auf Grund der heutigen Währung eine Berechnung der einzelnen Studiengebiete für die ganze Studienzeit anfügen: Theologiestudium (8 Semester) 50 000 Mark, Philologiestudium (8) 55 000 Mark, staatswissenschaftliches Studium (6) 45 000 Mark, naturwissenschaftliches Studium (8) 60 000 Mark, Chemiestudium (8) 70 000 Mark, juristisches Studium (8) 55 000 Mark, Medizinstudium (10) annähernd 90 000 Mark. Im Juli müssen diese Sätze wiederum um annähernd 50% erhöht werden. Sie müssen angenommen werden, wenn die Gesundheit und das Studium nicht leiden sollen. Bringen wir mit diesen Zahlen die soziale Herkunft der Studentenschaft in Beziehung, so erscheint klar, daß ohne stärkste Veränderung der wirtschaftlichen Grundlagen des Hochschulstudiums die soziale Struktur einer künftigen deutschen Studentenschaft anders sein wird. Und dem gilt es zu begegnen. Die bestehende große Not, von der ich eingangs sagte, wird begreiflich. Und die Schwierigkeit dieser Not ist be-

sonders groß, weil der Gesundheitszustand in vielen Fällen dauernd gefährdet ist, weil das Studium mannigfach leidet, weil von vieler Not nichts an der Oberfläche sichtbar ist und weil nach beendigtem Studium die Not großenteils kein Ende hat. Professor Ottfried Müller schreibt: „in erschreckender Weise kommt das Tuberkuloseelend in der klinischen Station zum Ausdruck; seit 1920 mußte eine besondere Studentenstation eingerichtet werden. Ein Student kam im letzten Stadium herein. Während 18 Jahren, die ich an deutschen Hochschulen zu beraten habe, ist mir noch kein Fall zu Gesicht gekommen, in dem sich jemand bis 3 Wochen vor seinem Tode herumgeschleppt hat und dann, nachdem die Lunge so ziemlich vollständig zerstört war, im schwersten gesundheitlichen Zusammenbruch hereingekommen ist. So etwas habe ich vor 20 Jahren in den Arbeiterbezirken Berlins und Leipzigs gesehen, aber niemals auf der Universität. Es muß darum nicht wundernehmen, daß auch die geistige Leistungsfähigkeit allmählich nachläßt. Ich habe den sehr bestimmten Eindruck, daß die Studierenden nach dem Krieg mit heiligem Eifer zurückgekehrt sind und bestrebt waren, zu lernen und zu arbeiten, was nur möglich war. Im Lauf der Zeit zeigte sich, daß die Leute nervös und zerfahren waren. Viele gaben an, sie könnten eben auf die Dauer wenig mehr leisten. Es ist für den akademischen Lehrer ein tiefer Schmerz, feststellen zu müssen, wie die jugendliche Intelligenz eines fleißigen und tätigen Volkes geschwächt und geschädigt worden ist." — Friedberger-Greifswald stellt fest, daß 45% der Studenten unterernährt sind. Das „Deutsche Fürsorgebüro Leipzig" berichtet von der erschreckenden Zunahme der Tuberkulose. Unter der Studentenschaft in Leipzig waren daran im Sommersemester 1914 = 2,4%, im Wintersemester 1920/21 = 13,11% der klinisch behandelten Studenten erkrankt. Die Gesamtzahl der Tuberkuloseerkrankten beträgt danach 150—200; auf ganz Deutschland übertragen 3—4000. Beachtlich ist auch die Tübinger statistische Feststellung, daß vom 15. Oktober 1921 bis 15. Januar 1922 26,84% der Tübinger Studentenschaft in irgendwelcher klinischer Behandlung standen.

Ich schließe die Darstellung der studentischen Not mit zwei kurzen Auszügen aus einer großen Zahl Studentenbriefe, die an die Fürsorgeabteilung gerichtet waren: „. . . . . von Hause kann ich keine Unterstützung erwarten. Mein Vater starb 1907; meine Mutter ist auf eine kleine Witwenpension angewiesen. Meine 5 Geschwister sind noch schulpflichtig. Als Torfarbeiter war ich vom August bis Oktober in den Ostracher Torfwerken und hatte dort Gelegenheit, mir durch meiner Hände Arbeit etwas zu verdienen und zu ersparen. Da ich mir aber einige notwendige Anschaffungen an Kleidern und Büchern machen mußte, außerdem jetzt für Heizung sorgen muß, ist bei den heutigen Preisverhältnissen nicht so viel Geld geblieben, daß ich ohne Sorge der Zukunft entgegensehen könnte . . ."

„. . . . Mein Vater hat ein Gesamtjahreseinkommen von 13 000 Mark, ein Kapitalvermögen von 24 000 Mark. Er hat die in der gegenwärtigen Zeit ungeheure Aufgabe, 5 studierende Söhne zu unterstützen. Zwei davon besuchen die Hochschule, 3 davon das Gymnasium, alle fern vom Heimatort. Ich habe einen Monatswechsel von 250 Mark. Die Folge ist, daß ich beim eigentlichen Essen übermäßige Einsparungen machen muß. Auf Nebenerwerb kann ich nicht ausgehen, da ich Examenskandidat bin . . ."

Wie soll der wirtschaftlichen Not begegnet werden?

Die Stipendienfrage.

Schon auf dem ersten Studententag in Würzburg hat die Studentenschaft sich mit Stipendienfragen befaßt und radikale Beschlüsse gefaßt. Es ist möglich, daß eine gesunde Stipendienreform dadurch verlangsamt wurde. In der Zwischenzeit ist nichts geschehen, als daß teilweise Erhebungen in den einzelnen Ländern veranstaltet wurden. Das akademische Auskunftsamt in Berlin hat z. B. im Auftrage des preußischen Ministeriums diese Erhebungen gesammelt und vorgelegt. Wenn nicht unsere Geldentwertung bestünde, könnte man sich an der Höhe freuen: Berlin allein verfügt über 14 Millionen (die Universität 8); die Provinz Brandenburg über 16,5 Millionen. Württemberg hat durch den Verein „Förderung der Begabten" eine Zusammenstellung veranstaltet. Die Universitätsstiftungen hat Rienhardt übersichtlich zusammengestellt. In der Universitätsgeschichte haben die Stipendien eine wichtige Rolle gespielt. Neben privaten Familienstipendien bestehen staatliche, körperschaftliche, kirchliche Stiftungen. Sie leiden an der großen Zersplitterung (die einzelnen oft in einer Höhe, daß kaum die Ausschreibe- und Verwaltungskosten herauskommen), an oft veralteten Bestimmungen, die manchmal gar nicht mehr anwendbar sind, manchmal infolge der Enge keine Bewerber haben. Oft (namentlich wenn kein Kataster vorliegt) sind die Stiftungen unbekannt. Einer Reform steht schon die große Schwierigkeit entgegen, daß eine Aenderung der testamentarisch festgelegten Bestimmungen nur durch staatliches Eingreifen möglich ist und daß durch solche staatliche Eingriffe der Anreiz zu heutigen und späteren Stiftungen verschwindet. Wir glauben aber doch an eine mögliche Milderung der Mißstände bei größerer Geneigtheit der Verwaltungsstellen. Man darf aber die ganze Stipendienfrage als Hilfefaktor nur klein einschätzen; sie kann auch nach ihrer Reform nur ganz beschränkte Hilfe geben.

Staatliche Hilfe.

Von den staatlichen Finanzen zu erzählen ist unnötig. Der bayrische Staat hat seither am meisten getan; 1920/21: 330 000 Mark für den allgemeinen Stipendienfond, 500 000 Mark für einen Unterstützungsfond zur Gewährung von Darlehen oder Geldbeihilfen, sofern der Krieg die Fortsetzung des Studiums gefähr-

dete. Andere Staaten, namentlich Baden (das außerdem 1920 im Nachtragsetat 90 000 Mark für Stipendien und soziale Fürsorge einsetzte) haben große Zuschüsse für Studentenheime gereicht; der württembergische Staat hat sich bisher zur Unterstützung der Berufsberatungsstelle 1mal mit 5000, 1mal mit 10 000 Mark bereit erklärt. An dieser Stelle muß auch an die Honorarstundung, von der z. B. in Preußen 1911/12 10% der Studenten Gebrauch machten, erinnert werden. Der Kolleggelderlaß ist nach dem Krieg stärker in Gebrauch gekommen.

Diese Betrachtungen weisen auf die einzige Möglichkeit hin: die wirtschaftliche Selbsthilfe in doppeltem Sinn: die Schaffung einzelner Wirtschaftskörper in den einzelnen Hochschulstädten und die Selbsthilfe der einzelnen Studenten durch eigene Arbeit. In der Problematik der Einzelunterstützungen hat sich eine rasche Wandlung vollzogen aus einer direkten Unterstützung durch Freitische, Stipendien usw. zu einer indirekten, durch Schaffung von Einrichtungen zur Selbsthilfe. Ich möchte dazu besonders auch auf Grund meiner Erfahrungen als Geschäftsführer einer württembergischen Erziehungsstiftung ganz allgemein und dann im besonderen zur studentischen Wirtschaft folgende Betrachtung anstellen (vgl. Vorwort).

Unsere öffentliche Wohlfahrtspflege ist heute bestimmt durch die vorhandene Not, durch die vorhandenen Mittel, durch die vorhandenen Fürsorger, durch die übernommene Gewohnheit. Die beschränkten Mittel konzentrieren die Arbeit auf die Fälle der besonders sichtbaren Not. Eine Fürsorgepolitik aber bestimmt von doppeltem Gesichtspunkt eine weitsichtige Auswahl des Fürsorgekreises und eine besondere Art der Unterstützung. Nicht die Hoffnungslosen sondern die Gefährdeten müssen Gegenstand der Hilfe sein; diese kann dann eine viel breitere sein (mit den Kosten eines hingehaltenen Kranken erhalte ich mehrere oder viele Gefährdete) und sie ist für eine weitere Zukunft wirksam. Aus einer „beschwichtigenden Fürsorge“ wird eine „vorbeugende“ Fürsorge. Eine solche entbehrt allerdings nicht einer großen Härte, die dem einzelnen Fürsorger nur möglich ist, wenn er Distanz zu seiner Arbeit hat, wenn er sie in einem weiten Zusammenhang zu sehen vermag. Das arme Deutschland, in dem buchstäblich eine früher bedeutsame Schichte zerrieben wird, ist durch den verlorenen Krieg, durch den Versailler Frieden, durch die Schlemmer- und Schieberwut einfach zu solcher klugen, leider harten Fürsorgepolitik verurteilt. Die oben genannte gesundheitliche Gefahr für unsere Studenten, die Empfindlichkeit in der Annahme von Geschenken weist noch aus andern Gründen auf die vorbeugende Art der studentischen Fürsorge hin (s. u.) Zum Fürsorgekreis in der studentischen Fürsorge ist im besonderen noch zu sagen: für die direkte Hilfe (Freitische, Stipendien usw.) kommt nur ein kleiner Teil in Frage: es sind die älteren, in der letzten Arbeit stehenden Studierenden, heute besonders die durch die Kriegsverhältnisse zurück-

geworfenen; es sind die besonders **würdigen** (hier hat der Berufsberater, der betreffende Dozent, der studentische Vertrauensmann das Wort), es sind die **erholungsbedürftigen** und vorübergehend Kranken und es sind selbstverständlich die besonders **bedürftigen** Studenten. Bei dieser direkten Unterstützung darf es auch in diesem kleinen Kreis nur heißen: lieber wenige stärker, als viele schwächer zu unterstützen.

Ueber die **Art der Hilfe** ist mehr zu sagen: wir sind in der studentischen Arbeit stolz darauf, die wenigen Mittel nicht „verteilt" zu haben, sondern im Abbau der direkten Unterstützung (s. o.) zu stehen. Es ist klar: ein letzter Rest für diese direkte Hilfe bleibt übrig. Das Streben nach einer **verfeinerten Form** der Unterstützung muß aber Ziel sein. Eine Gabe muß angenommen werden in einer Empfindung, die zwischen einer Selbstverständlichkeit der Annahme (vgl. Pension, Versicherung) und einem Almosen liegt; so, daß eine Verbindlichkeit und ein Pflichtbewußtsein beim Einzelnen noch besteht, ohne daß bei ihm ein drückendes und beschämendes Gefühl aufkommt. Eine solche verfeinerte Unterstützung scheint mir möglich durch ein **persönliches Verhältnis** zwischen Gebendem und Nehmendem durch Vermittlung des Geschäftsführers oder einer Fürsorgerin. Dabei steht die beratende und fürsorgliche Tätigkeit im Vordergrund. Der Empfänger soll den Geist spüren, aus dem heraus die Stiftung erfolgt; er findet dadurch eine Berechtigung zur Annahme. Das Geld bildet dabei nicht den alleinigen Inhalt der Hilfe, es ist nur **eine** Seite einer Fürsorgetätigkeit. Auch das ist in doppelter Hinsicht von Bedeutung. Wer z. B. ländliche Kreise kennt, weiß, wie stark die Gebefreudigkeit wächst, wenn dort gesehen wird, wohin das Gegebene kommt. Wir hätten im Krieg klug getan, darauf zu achten. Etwa ein Krankenhaus mit einem liefernden Dorf persönlich verbunden, hätte nicht zu klagen gehabt. Unsere Studenten nehmen aus diesem Grunde heute bei der landwirtschaftlichen Werbung persönliche Fühlung in einzelnen Dörfern und Bezirken. So wird die Gabe größer. Und das andere: der Unterstützte kommt in persönliche Beziehung zu seinem Wohltäter, spürt den Geist, aus dem heraus die Hilfe entsprungen sein kann; er kann danken, heimgeben, in bleibender Verbindung stehen; er fühlt sich zu Verantwortung und Treue verpflichtet. Aber auch der Wohltäter selber sieht seine damit verbundene Aufgabe, die ihn aus einem Geldgeber zu einem Fürsorger macht. Aus einer mechanischen unpersönlichen Fürsorge wird eine erzieherische, persönliche. Die Hochschulpatenschaften sind vielleicht ein einleuchtendes Beispiel solcher persönlichen Fürsorge. Ueber die Art der direkten Unterstützung sage ich weiter: unsere empfindlichsten Studenten hungern lieber, als daß sie von ihrer Not sagen. Die Gesundheit ist wie oben schon gesagt, gefährdet. Die Forderung daraus ist eine **nachgehende Fürsorge**. Das Anbieten der Hilfe kann eine feine Form sein. Bei einem persönlichen Verhältnis zwischen

Dozenten und Studenten können in manchen Fällen bedürftige Studenten von den betreffenden Dozenten dem Fürsorgeamt genannt werden. Die Arbeitsvermittlung kann ebenso wie etwa die Wäscherei Anhaltspunkte für solche nachgehende Fürsorge geben. Ich würde weiterhin eine Naturalunterstützung für eine feinere Form der Hilfe erkennen. Und ich würde gegen eine direkte Unterstützung gar keine Bedenken haben: die Darlehensgewährung. Bei besonderer Anwendung der Darlehensbestimmungen überwiegen jedenfalls die Vorteile dieser charaktervolleren Unterstützungsart: das Darlehen enthält eine wohlangebrachte Verpflichtung und erzieht zu der Gesinnung, die wir jedem Nehmenden wünschen. Die Höhe der Stiftung oder der Darlehenskasse wird ungefähr erhalten und künftigen Zeiten weitergegeben, da mit einem Rückfluß der Darlehen gerechnet wird. Die Bedenklichkeit empfindlicher Kreise für eine Inanspruchnahme eines Stipendiums verschwindet. Den Stipendienjägern wird das Handwerk gelegt. Das Darlehen erzieht zur Sparsamkeit. Das Darlehen ist — jedenfalls die ersten 5 Jahre — unverzinslich gereicht. Bei Tod und Krankheit fällt die Rückzahlung weg. Die Vertagung der Rückzahlung in begründeten Fällen wird weitherzig behandelt. Darlehen dürfen nur in der letzten Zeit vor der Anstellung in Frage kommen; so bleibt es in mäßigen Grenzen. Bestehen spätere Verpflichtungen dem Elternhaus, den Geschwistern gegenüber, ist ein Darlehen nicht zu empfehlen.

Ich fasse meine Betrachtungen der studentischen Fürsorgepolitik zusammen: 1. Wir müssen die studentische Fürsorge in einen Zusammenhang bringen, müssen sie von einer Distanz aus sehen. Das Ueberfüllungsproblem, das Ausleseprinzip (die Berufsberatung), die vorhandenen Geldmittel, die Volksgesundheit bestimmen sie. 2. Wir müssen die Fürsorge in straffen Zusammenhang mit dem Erziehungsgedanken bringen. Jeder Wirtschaftskörper soll ein Erziehungsinstrument sein. 3. Die direkte Unterstützung ist zu verfeinern: das persönliche Verhältnis zwischen Gebenden und Nehmenden, die nachgehende Fürsorge, die Naturalleistungen, die Darlehensreichung halte ich für solche verfeinerte Formen einer direkten Unterstützung. 4. Die direkte Unterstützung ist nach Möglichkeit zu beschränken. Die geringen Geldmittel, der sittliche Wert eines peinlichen Ehrgefühls, das zu der oben genannten Empfindlichkeit führt, ganz besonders die erzieherische Bedeutung zu einer mannhaften Selbsthilfe, zu einer wirklichkeitsnahen Führerschaft weisen dahin. 5. Die indirekte Unterstützung durch Schaffung von Einrichtungen zur Selbsthilfe muß der Hauptinhalt einer kraftvollen studentischen Wirtschaftspolitik sein: die möglichste Senkung des Existenzminimums für den einzelnen Studenten(Speisung, Warenbezug, Bücherleihanstalt, Wäscherei, Flickstube, Krankenversicherung, Erholungsheim) ist die eine Säule, die Ermöglichung der Erwerbsarbeit des Studenten durch Schaffung von Lehrwerk-

stätten, Schreibmaschinenstätten, Buchführungskurse, Arbeitsvermittlung, Berufsberatung die andere. Damit habe ich den Werkstudenten als den Zentralpunkt auch der studentischen Wirtschaftspolitik darzustellen versucht. Sie allein weist schon auf ihn und rechtfertigt seine bestimmte Forderung.

Ich streife den Werkstudenten vom Standpunkt der Volkswirtschaft aus und stelle nachher seine finanzielle Seite dar. Es wäre eine Anmaßung, von studentischer Seite aus einer direkten Bereicherung des Wirtschaftslebens durch den Werkstudenten das Wort zu reden. Wenn aber von handwerklichen Seiten selber von der produktiven Seite des Werkstudenten die Rede ist (vgl. die Ausführungen des Vertreters der deutschen Gewerkschaften auf dem deutschen Studententag in Erlangen 1921), so ist dies in dem Sinne einer Bereicherung und Beseelung der Werkarbeit gemeint. Wir begnügen uns mit dieser Feststellung. Ein Bedenken vom Gesichtspunkt der Volkswirtschaft aus ist die Arbeitslosenfrage. Es ist mir nicht zu Ohren gekommen, daß selbst in der vorjährigen Wirtschaftskrisis ein Widerspruch der Arbeiterschaft oder der Industriellen gegen studentische Werkarbeit erfolgte; gerade aus dieser Zeit habe ich Briefe des Inhalts: „Möchten viele Studenten zu uns kommen, daß sie die Schwere unserer Arbeit erkennten . . ." Und doch sind die Schwierigkeiten bei einer Krisis bei der heutigen Ausdehnung der Werkstudentenarbeit nicht gering zu achten. Vom Gesichtspunkt der studentischen Wirtschaft aus ist die wichtigste Frage: entspricht die Ersparnis an Geld der Mühe und der Zeit der Arbeit. Daß der heutige Werkstudent ohne die Voraussetzung des Werkschülers — also ohne Vorbereitung — schwer tut, sagte ich oben. Voraussetzung einer größeren Ersparnis ist, daß der Werkstudent einfach und sparsam lebt. Es ist dies von einem viel höheren Gesichtspunkt aus eine klare Forderung. Wir haben von Anfang an Arbeitgeber veranlaßt, keine Besserstellung der studentischen Arbeiter zu ermöglichen, kein Beamtenkasino für sie aufzumachen. Wenn nicht die gleichen Arbeitsbedingungen für Arbeiter und Student — die in dieser Zeit gleichgestellt sind — vorliegen, ist der Erfolg in sozialer Hinsicht erschwert. Wie soll eine gegenseitige Befruchtung und Achtung möglich sein, ohne die gleichen Voraussetzungen? Auch der kleinste Schein einer Besserstellung kann Folgen haben. Diese Erkenntnis muß Arbeitgeber und Studenten in gleicher Weise eingehämmert werden. Wir haben aus einigen Beispielen aus früheren Vakanzen, die von einem protzigen Auftreten jugendlicher Studenten berichten, die verheerende Wirkung gesehen und wir sprechen es der sorgsamen Aufklärung der Werkstudenten vor Antritt ihrer Arbeit in vorangegangenen Besprechungsabenden und der unterschriftlichen Verpflichtung einer Verantwortlichkeit zu, wenn die letzten Ferienberichte — trotz höherer Studentenzahlen — keinen einzigen Fehlschlag in dieser Richtung kennen.

Es ist die Meinung ausgesprochen worden, daß bei den wech=

selnden Währungsverhältnissen eine längere praktische Arbeit, etwa in einem Arbeitsjahr vor Beginn des Studiums, die finanzielle Bedeutung verkleinere. Die Frage hat in anderem, ähnlichem Zusammenhang in der Vermittlung von Heimarbeit an Frauen, die mit dieser die Ausbildung ihrer jungen Kinder sichern wollen, beschäftigt. Ich mache dazu den Vorschlag einer Währungsversicherung. Dieser Vorschlag, d. h. seine Möglichkeit der Ausführung ist mir schon von Wirtschaftsmännern bejaht worden. Er kann in der studentischen Wirtschaft in Beziehung zur Darlehenskasse gebracht werden: ein kleinerer Teil aus ihr mit den einzelnen Spargroschen zusammen soll als Arbeitskapital irgendwo eingesetzt, oder doch in Sachwerten angelegt werden. Damit steigt und fällt das Kapital mit der Währung und damit ist ein automatisches Steigen und Sinken des von Studenten eingelegten Spargeldes aus einer Werkarbeit möglich; dies nicht nur für ein längeres Arbeitsjahr, sondern auch schon für eine kürzere Ferienzeit. Jedenfalls muß jeder Wirtschaftskörper die Werkarbeit ganz besonders werten und als seine Pflicht ansehen, diesen kraftvollen Menschen nach Möglichkeit beizustehen. Ueber die finanzielle Seite der Ferienarbeit berichtet eine genaue Zusammenstellung (s. u.). Einige beachtliche Bemerkungen aus Studentenbriefen außerdem sollen folgen:

„. . . . . Falls ich später einmal Berufsschwierigkeiten haben sollte, wird es mir nicht schwer fallen, als Arbeiter zu leben und zu arbeiten, nachdem ich gesehen habe, was ein Mensch mit offenem Herzen, offenen Augen und starkem Willen dem Bruder und Freund geben kann . . ."

„. . . . 4—500 Mark kann man nach meiner Ueberzeugung sogar in der Landwirtschaft ersparen. Dazu kommt in vielen Fällen eine Spende in Naturalien, die heutzutage auch ihren Wert hat und bei gegenseitiger Befreundung auch während des Semesters wiederholt zu werden pflegt. Zieht man noch die körperliche und geistige Erfrischung durch den ständigen Aufenthalt im Freien in Betracht, so läßt sich sagen, daß landwirtschaftliche Arbeit sich nicht minder lohnt, als solche in der Fabrik . . ."

„. . . . Was dann die Möglichkeit anlangt, die Studienkosten vor dem eigentlichen Studium zu verdienen, so erheben sich auch dagegen Bedenken: solange immer noch mit einem rapiden Sturz der Mark zu rechnen ist und keine halbwegs sichere Möglichkeit besteht, Geld so anzulegen, daß es immer den gleichen Realwert besitzt, wäre es ein Unding, wenn ein junger Mann sich 1—2 Jahre werktätiger Arbeit widmet, um dann am Ende dieser Zeit die Mittel vielleicht nur für kurze Zeit zu haben . . ." (s. dazu meinen Vorschlag einer Währungsversicherung).

„. . . . Die Eindrücke und Erfahrungen, die wir aus der Einstellung studentischer Ferienarbeiter gewonnen haben, sind sehr gute. Wir beschäftigten einen Angehörigen der Tübinger Hochschule, einen Studierenden einer nichtwürttembergischen Universi-

tät anfangs zu den Sätzen der Gruppe I des Industrietarifs, bald aber auf Grund der sehr guten Leistungen zu den Sätzen der Gruppe II. Arbeiter, Arbeitswille, Arbeitsleistung und Führung waren vorbildlich und als Beispiel wertvoll . . ." (aus einem Brief eines Arbeitgebers).

Von 56 Tübinger Studenten aus den letzten Ferien Sommer 1921 liegen genaue Angaben über Verdienst, Ersparnisse, Abzüge usw. vor. Die Bezahlung erfolgte tarifmäßig. Kleiderabnutzung, Reisekosten spielen oft eine Rolle. Der Verein stellt jedem Ferienarbeiter auf Wunsch Arbeitskleider zur Verfügung; ebenso sind — wenigstens im vorletzten Jahr Reisekosten vom Verein teilweise getragen worden. Als Höchstgrenze der Ersparnisse ist 3000 Mark erreicht worden; dies jedoch nur unter günstigsten Bedingungen. Sollen solche Ersparnisse möglich sein, so ist eine Unterbringung im Heimatort oder freie Station Voraussetzung. Ohne dies sind Ersparnisse von 1500 Mark durchschnittlich. Folgende Zusammenstellung sagt dies:

Zahl der Studenten	Ersparnisse
2	2—3000 Mark
2	1500—2000 Mark
31	1000—1500 Mark
11	500—1000 Mark
7	unter 500 Mark
2	keine

Die entsprechende Zusammenstellung aus der Ferienarbeit im Frühjahr 1922 lautet (die Arbeitszeit war kürzer; im Durchschnitt 5—6 Wochen)

Zahl der Studenten	Ersparnisse
4	3000 Mark und etwas darüber
24	2—3000 Mark
28	1500—2000 Mark
16	1000—1500 Mark
12	unter 1000 Mark.

Wenn beachtet wird, daß diese Ersparnisse nach einer älteren Währung zu werten sind, so läßt sich daraus feststellen, daß die Ferienersparnisse bei sparsamer Lebensführung und Benutzung der Vergünstigungen des Vereins Studentenhilfe im kommenden Studiensemester ausreichen. Daß dies erheblich leichter der Fall sein wird, wenn der Werkstudent für seine praktische Arbeit vorbereitet ist, als gelernter Arbeiter gilt, wenn er — wie dies von industrieller Seite selber vorgeschlagen wird — immer wieder im selben Arbeitszweig eingesetzt wird, liegt auf der Hand.

VI. Das Berufs- und Überfüllungsproblem.

Bei der Nachwirkung der alten ständischen Gliederung unseres Volkes, bei der Bedeutung der Familientradition und — in der

Neuzeit verstärkt — bei der Sucht nach dem vielen Geld ist die Berufswahl — soweit sie überhaupt einem Nachdenken entsprang — einseitig nach wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gesichtspunkten orientiert gewesen. Von welchem Beruf glauben Sie, daß er Aussicht hat, war die gewöhnliche Frage. Bei den akademischen Berufen im besonderen war die gesellschaftliche Wertung des Akademikers, früher wenigstens die gesicherte finanzielle Stellung desselben, die Bedeutung der Tradition, die Ueberfüllung auch der nichtakademischen Berufe, aber auch der Drang nach Bildung, den wir im Studium befriedigt zu sehen glauben, Ursache der Ueberfüllung. Die innere „Berufung" zu einem Amt stand dabei nicht voran. Wir stehen heute in den Anfängen einer Bewegung, die eine Beeinflussung der Jugend und eine Mahnung dorthin zur Selbsterkenntnis, zum Suchen nach dem inneren Beruf richtet: es sind die Berufsämter, die — soweit sie ernst zu nehmen sind — ihre Aufgabe in soziologischer und psychologischer, endlich auch in ethischer und gesundheitlicher Hinsicht erkennen. Ihre heutige Beschränkung liegt darin, daß sie wohl organisatorisch fortgeschritten aber innerlich ungefestigt sind: es fehlten der Bewegung die Persönlichkeiten, es fehlen ihr noch mehr die wissenschaftlichen Grundlagen: die Berufskunde ist eine junge Wissenschaft, sie begegnet an den Universitäten noch großer Skepsis und an ihre Vertreter sind, wie oben gesagt, Anforderungen zu breiter Art gestellt. Darum sehen wir unter den heutigen Berufsberatern nur ganz einseitige Gestalten: entweder Statistiker oder Psychologen usw. Das psychologische Eignungsverfahren hat nicht einmal die Charakterologie einzuschließen vermocht, es sieht noch weniger eine Ethik der Berufsberatung. Ich habe auf Tagungen von namhaften Gelehrten und Praktikern Berufsbilder zu hören gekriegt, die mir dieses harte Urteil erlauben: wer z. B. am Beruf des Redakteurs als wesentlich erkennt, daß bestimmte Gedächtnisreaktionen vorliegen, — gewiß nützliche Eigenschaften —, daß er immer noch nicht genug „amerikanisiert" sei, der erkennt die tiefe Problematik der Berufsberatung nicht und der verhilft zur ablehnenden Haltung weiter ernster Kreise.

Die deutsche Studentenschaft hat in richtiger Betonung des Rechts der Mitarbeit am Berufs- und Ueberfüllungsproblem ein „Berufsamt der deutschen Studentenschaft" geschaffen. Es hat seither seine Aufgabe nicht erfüllen können, weil es einseitig orientiert war und nur in der Förderung der wissenschaftlichen Seite tätig. Die heutige Bewegung muß sich natürlich ihrer Aufgabe bewußt sein. Ihr Ziel darf keine Ueberspannung darstellen: es handelt sich lediglich um eine Milderung, Ausgleichung, Helferstellung und bei der psychologischen Beobachtung und dem psychologischen Experiment ist die Selbstbeschreibung besonders wichtig. Lieferung des Materials aus dem Experiment, Anleitung zur Selbstbeobachtung kann wertvollen Dienst tun. Die Persönlichkeit, ihre Treue und ihre Tüchtigkeit werden immer dominierend be-

stimmend sein — an sie kommt die experimentelle Psychologie wenig heran. Und es hat mir bei manchen Berufen, gerade etwa bei dem oben genannten Redakteur, noch mehr beim Kaufmann zu schaffen gemacht, wie die Tüchtigkeit (die Geschäftstüchtigkeit) mit der betreffenden Berufsethik in Einklang zu bringen ist. Die Berufsbilder sind weithin — gerade weil der Psychologe vielleicht selbst praktisch tätig sich in einzelne Berufe versenkt — dargestellt wie sie sind, statt vielmehr wie sie sein sollten. In allen Berufsfragen lasse ein Mensch, der heute nicht tief innerlich vom Ziel einer sittlichen Erneuerung unseres Volkes ergriffen ist und bei dem diese Grundeinstellung überall wirksam ist, die Hände weg. In diesem Sinn sprach ich schon oben davon, daß der Bewegung die Persönlichkeiten mangelten und meinte, daß die Problematik sehr tief liege.

Die Wirtschaftshilfe hat an der Gestaltung der akademischen Berufsberatung ein dreifaches Interesse:

I. Die Einzelfürsorge für den notleidenden deutschen Studenten kann nicht erfolgen ohne Mitarbeit des Berufsberaters, der über die Berufseignung (wissenschaftliche Leistungen) entscheidet und eventuell über einen Berufswechsel Auskunft gibt.

II. Das Ueberfüllungsproblem und die Auslese für die Hochschule. Mit der wachsenden Geldentwertung wird das Geld bestimmender als je für den Besuch der Hochschule. Auf der andern Seite aber kann die Wirtschaftshilfe ein zweischneidiges Schwert sein, insofern als durch sie der Abstrom von der Hochschule eingedämmt wird. Diese Erwägungen haben die Forderung des Werkstudenten, der eine indirekte Unterstützung für die jungen Studenten (Arbeitsbeschaffung und Arbeitserleichterung) und eine Darlehensreichung für die höheren Semester festsetzt, mitbestimmt. Das Ausleseprinzip wird damit stark von der intellektuellen und der finanziellen auf die moralische Seite geschoben.

III. Die Fürsorgepolitik der deutschen Studentenschaft wird vom Berufsstandpunkt mitbestimmt. In den einzelnen wirtschaftlichen Unternehmungen (Speisung, Konsum, Darlehen, Arbeitsbeschaffung usw.) erkennen wir nicht einzelstehende, unabhängige, beschwichtigende Maßnahmen, die das schreiendste Elend — wo es sich gerade zeigt — zudecken wollen, sondern wir erstreben, den Fürsorgegedanken in straffen Zusammenhang mit dem Erziehungsgedanken und die einzelnen Tätigkeiten unter eine leitende Idee zu bringen. Unsere ethische Auffassung der heutigen studentischen Notlage kann nur die sein, daß die Spannung — wie sie jede Not entstehen läßt — ein Kräfteantrieb wird. Und die Fürsorgemaßnahme (ein Erziehungsinstrument soll jeder Wirtschaftskörper sein!) kann diese Spannkraft ausnützen, wenn sie nur Helfershelfer sein will, um die Spannkraft begrenzen und damit dem Betreffenden ein besonderes Gepräge zu verleihen. Der Werkstudent ist uns nicht nur ein Wirtschaftsproblem, sondern

zuerst ein Erziehungsproblem, das auf eine tiefere Berufsauffassung drängt. Der Berufsberater hat damit seine besondere Stellung in der Wirtschaftspolitik. Er sorgt, daß die studentische Wirtschaft nicht auf einem Gewerkschaftsstandpunkt stehen bleibt, sondern einer leitenden Idee — der Berufsidee — untergeordnet wird; er sorgt, daß die praktische werkliche Arbeit in ein korrespondierendes inneres Verhältnis mit der geistigen Berufsausbildung kommt; er sorgt, daß die praktische Arbeit aus der Handlangerarbeit herauskommt und in einer bestimmten Richtung schon frühzeitig seine Ausbildung erfährt (Werkschüler).

Dieses dreifache Interesse der deutschen Studentenschaft an der Gestaltung der Berufsberatung läßt Folgendes erwägenswert erscheinen: Die wirtschaftliche und die psychologische Seite der Berufsberatung ist nicht das Einzige, beide Seiten werden in ihrer Bedeutung überschätzt. Wenn auch für beide Seiten die Grundlagen (Berufs- und Studienstatistik; Berufspsychologie) fehlen würden, müßte es trotzdem eine Berufsberatung geben. Der Berufsberater muß mit ein Träger einer Hochschulbewegung sein und diese Bewegung auf die höheren Schulen weitergeben. Er darf nicht nur ein Bild des Berufs und seiner Aussichten geben oder sich mit einem Versuch einer Eignung des Ratsuchenden begnügen. Er muß die Hochschulerziehung, die nicht bloß an den Beruf im engeren Sinn, sondern an die Persönlichkeit denkt, mit übernehmen und auf der höheren Schule vorbereiten. Endlich muß auch die deutsche Hochschule begreifen, daß sie nicht nur eine Stätte einer besonderen Fachausbildung und einer Vorbereitung für einen bestimmten Beruf ist, sondern daß sie eine Stätte ist zur Erziehung starker Persönlichkeiten, wie sie unser Volk heute dringender als je bedarf. Mit unter diesem Gesichtspunkt ist die Forderung des Werkstudenten und Werkschülers entstanden, die beide eine andere Gesinnung erzeugen möchten.

Daher ist zu den Formen in der Organisation der Berufsberatung zu sagen:

I. Eine Berufsberatung ohne Mitwirkung der Studentenschaft kann der aufgezeigten Aufgabe nicht gerecht werden. Die Studentenschaft muß in der Berufsberatung vertreten sein. Wir erkennen gern die Nachteile, die in dem fluktuierenden Element liegen; man muß aber auch die Vorteile sehen. Es läßt sich organisatorisch erreichen durch Verbindung des Berufsamtes an der Hochschule mit der Studentenvertretung und durch Beteiligung einzelner Studenten bei der Beratung höherer Schüler und deren Eltern.

II. Die im Entwurf des Reichsamtes für Arbeitsvermittlung vorgesehene Trennung zwischen der Berufsberatung an Hochschulen und höheren Schulen muß unsere stärksten Bedenken hervorrufen. Die Trennung verhindert das, was uns wesentlich scheint, nämlich, daß endlich eine Gelegenheit gegeben wäre, beide

Schulgattungen zusammenzuführen und damit das falsche Bild der Abiturienten von der Hochschule und den Hochschulberufen zu verscheuchen. Man berät nicht bloß über den Beruf, sondern auch über die Berufsausbildung und ebenso über den Geist der Hochschule. Organisatorisch gibt es keinen andern Weg, als das Mandat für die Berufsberatung an höheren Schulen einem akademischen Berufsamt an der Hochschule zu übertragen, selbstverständlich unter Mitwirkung eines Lehrers an den höheren Schulen und des betreffenden Bezirksarbeitsamtes.

III. Die Berufsberatung in engster Verbindung mit dem Wirtschaftskörper ist bereits gefordert (s. Tübinger Beispiel).

Mir scheint nun bei der Schaffung örtlicher Berufsämter wichtig:

1. Errichtung von Studienauskunftsstellen; beteiligt daran können ältere Fachschaftsvertreter und Assistenten sein. Am Anfang des Semesters finden tägliche, später wöchentliche Sprechstunden statt. Vorherige Besprechung der Berater mit dem Dekan der Fakultät ist nötig. Grundlagen bilden Studienpläne für die einzelnen Fakultäten. Auskunft über die Lebens- und Studienverhältnisse anderer Hochschulen muß erfolgen. Als Unterlagen dienen der Hochschulführer (herausgegeben vom Wohnungsamt der Deutschen Studentenschaft), Vorlesungsverzeichnisse, Examensbestimmungen anderer Hochschulen.

Für den Anfang des Studiums ist erwünscht eine Einführung in die Technik des Studiums, die Benutzung der Bibliotheken und Seminare.

2. Die Errichtung von Berufsauskunftsstellen hat mit der größten Vorsicht zu geschehen. Gedacht ist eine Zusammenfassung aus Vertretern des praktischen Lebens. Voraussetzung ist, daß diese das Typische ihres Berufes klarmachen können und völlig tendenzfrei sind.

3. Nach Möglichkeit muß die Schaffung eines akademischen Berufsamtes Ziel sein. Es bearbeitet im Rahmen der allgemeinen Berufsberatung die Fragen akademischer Berufsberatung (Studenten-, Berufsstatistik), es fördert die wissenschaftliche Berufskunde (Berufspsychologie, -Soziologie, -Ethik und -Medizin), es drängt auf die Aufnahme der Berufskunde in den Studienplan besonders der Philologen, ermöglicht besondere Schulungswochen für praktische Berufsberater. Das Berufsamt bildet außerdem eine Anlehnung für den studentischen Geschäftsführer des Wirtschaftskörpers, bei dessen wirtschaftlicher Tätigkeit die Berufsidee leitend sein muß.

4. Eine Einwirkung auf die höheren Schulen ist die wichtigste Voraussetzung erfolgreicher Berufsberatung. Mit Erfolg wurden schon Vorträge und Aufklärungen vor Eltern, Schülern gegeben, Merkblätter, Aufrufe verteilt. Berufsbilder für die Hand der Schüler sind erwünscht. In der Uebergangszeit sollte ein Lehrer einer Schulanstalt Berater sein und mit dem Berufsamt in Ver-

bindung stehen. An einem Ort hat sich die Verteilung der Berufe auf die einzelnen Lehrer bewährt.

Eine erfolgreiche Arbeit der örtlichen Stellen und der Landesstellen setzt eine Zentralstelle für Berufsberatung voraus. Der Verband Deutscher Hochschulen und der Vorstand der Deutschen Studentenschaft werden gemeinsam für die Errichtung einer solchen Stelle eintreten. Ihre Aufgaben sind:

1. Helferstellung bei der Schaffung örtlicher Einrichtungen und der Landesstellen. Austausch der Erfahrungen.

2. Schaffung von Berufsstatistiken. Mitarbeit am Ueberfüllungsproblem.

3. Einrichtung von Schulungswochen für Berufsberater.

4. Mitarbeit, besonders Anregung zur Förderung der Berufskunde. Schaffung von guten, tendenzfreien Berufsbildern.

Es ist gerade in jüngster Zeit, mit unter dem Einfluß der Revolution und der Parteipolitik Unverantwortliches von Lehrern und Berufsämtern geleistet worden. Man hat die einzige Aufgabe — rein unter wirtschaftlichem Gesichtspunkt durch Vergleich der akademischen mit den handwerkenden Berufen!! — im Abraten von der Universität zu sehen geglaubt! Ich kenne Beispiele, wie gewissenhafte, schüchterne, aber zu akademischen Berufen besonders geeignete Schüler, sich dadurch abhalten ließen, während vorlaute junge Leute, die eine Rücksicht aufs Volksganze nicht kannten, die aber um so ungeeigneter für die Hochschule waren — die nebenbei einen tüchtigen Geldsack mitbrachten — auf der Universität erschienen. Bescheidene, oft tüchtige Kreise gehen dem akademischen Führertum verloren, während die Streber und die Lauten sich nicht abbringen lassen. Ein Brief einer Mutter ist dafür charakteristisch: sie schreibt von ihrem gut begabten Sohn, der durch 9 Jahre immer der erste war, der nach Urteil seines Lehrers für Mathematik auffallende Begabung hat und diesem Ziel gern zustreben möchte und der ihr nun erklärt aufs Studium zugunsten anderer zu verzichten, es könnte auch „noch Begabtere“ geben. Nicht abraten, sondern recht deutlich sagen, wie es an der Hochschule aussieht, welch harter Kampf nötig ist, welche Aussichten bestehen, welche Anforderungen der einzelne Beruf stellt, tut not. Soviel unsere Hochschulen ohne Nachteil für den Unterrichtsbetrieb Studenten aufnehmen können, sollen kommen. Neu muß nur werden in akademischen Kreisen: eine Dienstbereitschaft für jeden Beruf. Der Tüchtige setzt sich — auch wenn er unten anfangen muß — durch. Ich kenne eine der größten Fabriken Deutschlands, die eine größere Anzahl aktiver Offiziere aufnahm. Alle mußten unten anfangen; alle die etwas taugten, schoben sich rasch in verantwortlichen Stellen vor.

Wenn zudem ein Student mit dem Bewußtsein die Hochschule betritt, daß ihm nach Absolvierung derselben nicht ein sicherer Beruf präsentiert wird, daß ihm ein harter Kampf bevorsteht, so

wird er, um Tüchtigkeit zu erlangen, mit großem Ernst sein Studium aufnehmen und er wird vor allem — und darauf kommt es an — die alma mater nicht nur als Stätte der Berufsausbildung (in engem Sinne als Brotberuf) und der Karriere ansehen. Es muß einem Menschen wirklich innerster starker Drang sein, wenn er im Angesicht des ernsten Kampfes und der schlechten Berufsaussichten sich trotzdem zum Studium entschließt.

Die Lage auf dem akademischen Arbeitsmarkt.

Die Ueberfüllung der akademischen Berufe — eine internationale Erscheinung — tritt im Augenblick bei uns noch nicht so stark in Erscheinung, weil die starke industrielle Tätigkeit eine große Menge Akademiker verschluckt und weil der Ausfall im Krieg gefallener Akademiker und die heutige frühere Pensionierung der staatlichen Beamten ein Nachrücken der Jungen rascher möglich macht. Trotz dieser mildernden Umstände wird in den kommenden Jahren eine Verstärkung der Krisis sich zeigen. Auf der andern Seite wirkt die Beschneidung unserer politischen Grenzen, die Einbuße unserer Auslandsstellung, die Auflösung von Heer und Marine, das wohl nicht ausbleibende Einsetzen der Sparsamkeit in der Verwendung von Beamten ungünstig auf den Arbeitsmarkt.

Die Zuverlässigkeit einer Prophezeihung des künftigen akademischen Arbeitsmarktes ist beschränkt; sie veranlaßt erfahrene Berufsberater überhaupt zur Verneinung ihres Wertes. Ein Hinweis auf die Schwankung in der Nachfrage nach Juristen der letzten Jahre scheint eine Bestätigung zu sein. Präsident Bälz weist in dieser Frage auf zwei Beispiele hin: In den Gründerjahren 1871/73 galten die Berufe des Kaufmanns und des Technikers als die aussichtsreichsten; vor der Beamtenlaufbahn wurde gewarnt. Da kam der Wiener Bankkrach vom 1. Mai 1873; es kam damit ein wahres Elend für Technik und Kaufleute. E i n Tag warf alle Berechnungen über den Haufen. Einen noch jäheren Wechsel haben wir mit dem Offiziersberuf erlebt. Ich möchte aus der beschränkten Brauchbarkeit der ausgewerteten Berufsstatistiken nicht ihre Ablehnung gelten lassen. Besonders sei dabei auf die Verschiedenheit einzelner Berufe hingewiesen. Es gibt doch Berufe, die mit größter Wahrscheinlichkeit ihren notwendigen Nachwuchs berechnen können. Zwischen einem — unter allen Verhältnissen nötigen — Beamtenstand und einem mit den wirtschaftlichen Verhältnissen wechselnden Kaufmannsstand ist ein Unterschied. Ebenso scheint doch als Beispiel klar: Gesamtzahl der Aerzte Deutschlands ungefähr 40 000; Zahl der augenblicklich Medizinstudierenden 20 000; der Bedarf ist gleichbleibend, die Ueberfüllung kommt. Allerdings ist nötig — und daran hat es seither gefehlt —, daß der Staat bei der Schaffung von Berufsstatistiken mithelfe. Es lassen sich von staatlichen Behörden und auch teilweise von einzelnen Berufsorganisationen der jährliche A b g a n g zuzüglich eines Z u s c h l a g s für Hilfsstellen, A u s f ä l l e von Studierenden infolge Studienwechsels, Tods, Verzichts auf Anstellung, Neuschaffung von Stellen

(oder Verminderung!), Abgang durch Auswanderung (oder Aufnahme von Beamten aus abgetretenen Reichsteilen oder Auslandsdeutscher!) berechnen und als **Bedarf** feststellen. Die **Studentenstatistik** ist bei Verwendung der Statistiken der einzelnen Universitäten, denen ein Zuschlag für die im Ausland befindlichen Studenten und die nicht mehr eingeschriebenen Examenskandidaten zugegeben ist, möglich, wenn die halbjährlichen Personalübersichten der Hochschulen vollends nach einheitlichen Gesichtspunkten vorgenommen werden. Auch dabei sei eine beschränkte Brauchbarkeit gerne zugegeben (vgl. Krüger, statist. Erhebungen der Dresdner Studentenschaft). Die Durchschnittsstudienzeit — die wesentlich von der obligatorischen Studienzeit differiert — ist ebenfalls feststellbar (s. Brentano, akad. Studium und Berufsstatistik). Eine solche sorgfältige Bearbeitung der Hochschulstatistiken ist ein wesentliches Mittel einer erfolgreichen Berufsberatung.

Eine der **tiefsten Ursachen** der Ueberfüllung liegt zweifelsohne in der gesellschaftlichen Stellung der akademischen Berufe. Die Eignung, der Drang zur Wissenschaft als solcher war weniger bestimmend, als die Familienangehörigkeit und der Drang der Kleinbürger nach „etwas Besserem" für den Sohn! Wir erkennen daran das Ueberfüllungsproblem als einen wesentlichen Teil der sozialen Frage. Akademische Behörden, Berufsverbände, Arbeitsämter weisen seit Jahren darauf hin, daß mit Ausnahme des Studiums der Theologie in keinem akademischen Berufe günstige Aussichten seien. Ist diese laute Warnung ein Unrecht, ist der Zustrom — trotz in Aussicht gestellter Not — trotz offener gesicherter Berufe ein Zeichen gesunkenen Strebens der Jugend Deutschlands?

Die neuesten Ergebnisse der deutschen Studentenstatistiken zeigen einen Rückgang der Studierenden seit Kriegsausbruch nur bei den Theologen: (Königsberg allein ist nicht eingerechnet!)

	1920—21	1919—20	1914
Ev. Theologie	3 148	3 633	4 374
Kath. Theologie	1 968	2 050	2 058
Rechtswissenschaft	15 295	16 503	9 842
Medizin	16 682	20 788	16 048
Zahnheilkunde	5 138	3 672	976
Philos., Philologie, Geschichte	14 764	18 603	14 456
Mathem. und Naturwissensch.	9 621	10 587	8 132
Pharmazie	1 011	1 073	1 099
Staatswissenschaft	14 919	10 670	3 876
Forstwissenschaft	423	296	211
Tierheilkunde	484	544	203

Das Frauenstudium ist an den Universitäten gegenüber dem Vorjahr etwas zurückgegangen von 8122 auf 8017 gegen 4129 vor dem Kriege. Es studierten:

	1920—21	1919—20	1914
Ev. Theologie	56	41	16
Rechtswissenschaft	326	374	57
Medizin	1970	2192	974
Zahnheilkunde	303	182	51
Philosophie und Philologie	2968	3209	2124
Mathem. und Natur, Chemie	1142	1260	761
Pharmazie	154	111	14
Staatswissenschaft	1098	752	132

An den Technischen Hochschulen ist das Anschwellen nach Kriegsende noch weit größer. 19891 Studierende 1920/21; 18900 im Winter 1919/20; 12200 vor dem Kriege und 5000 vor 30 Jahren! Am stärksten ist die Steigerung bei den Elektrotechnikern, die seit 1914 ihre Zahl von 1300 auf 3229 erhöht haben. Den größten Zustrom weisen die Maschineningenieure auf: 6540 gegen 3100 im Jahre 1914. An Chemikern, Pharmazeuten und Naturwissenschaftlern sind 3174 eingeschrieben gegen 1544 vor dem Krieg. Und nur die Zahl der Architekturstudierenden ist von 2200 auf 1896 zurückgegangen.

In Württemberg hatten wir 1914 ungefähr 1950 württembergische Universitätsstudenten; 1914: 3151 und 1920: 2758 Studenten. Die württembergischen Techniker zählen 1341 im Jahre 1920 (1386 1919) gegen 715 vor dem Kriege. Diese Zahlen bekommen Anschaulichkeit beim Vergleich mit der Einwohnerzahl: auf 100000 Einwohner kamen 1914 80 Universitätsstudenten und 30 Techniker, heute 115 und 60.

Ueber die Berufsaussichten in Württemberg sei in aller Kürze folgendes festgestellt:

1. Ev. Theologen: Die Aufnahme von Pfarrern aus dem abgetretenen Gebiet, das Zurückgehen — wenigstens zur Zeit — der äußeren Mission, die Anstellung von Missionaren in heimatlichen Kirchendienst, das Zusammenlegen mancher Pfarreien, das verstärkte Studium (1914: 221; nach dem Krieg zwischen 230 und 305) wird die Nachfrage wenigstens in Württemberg nicht so stark zeigen, wie dies öfters angenommen wird. Doch ist der Beruf vom Standpunkt der Ueberfüllung aus noch der günstigste. 2. Kath. Theologen: Der Stand der Studenten ist schon vor dem Kriege von 200 auf 160 zurückgegangen; er ist heute ungefähr gleich, die Aussichten sind recht gute. 3. Juristen: Die Zahl der Studierenden ist von 300 vor dem Krieg auf ungefähr 500 hinaufgegangen; sie ist noch weiterhin im steigen. Wir haben Rechtsanwälte genug; Richter sind — allerdings nur im Augenblick — gewünscht. Völlig unberechenbar ist hier das Wirtschaftsleben. Im Augenblick sind durch die Hochkonjunktur Juristen gesucht. Bei den schwierigen Rechtsverhältnissen, beim Anwachsen der Gesetzesbestimmungen, bei der fortschreitenden Vergesellschaftung und Vertrustung haben die größeren Fabriken Juristen nötig. Ebenso

rasch wie sie gekommen, kann diese Konjunktur verschwinden. Durch den Uebergang der Finanzverwaltung an das Reich ist der Bedarf in Württemberg an Finanzleuten geringer; dagegen hat die neuaufgebaute Reichsfinanzverwaltung z. Zt. größeren Bedarf (auch an württ. Juristen). Im höheren Verwaltungsdienst kann u. U. durch Vereinfachung und Zusammenlegung der Verwaltungsbezirke an höheren Beamten gespart werden. Manche Arbeit der Amtleute wird heute von Sekretären ausgeführt. Das juristische Studium hat jedenfalls den großen Vorzug einer vielseitigen Entfaltung und ich glaube, daß die Aussichten für tüchtige Juristen nicht schlecht sind; sie sind aber wie gesagt von innerpolitischen, sicher auch von außerpolitischen Gesichtspunkten bestimmt. 4. Mediziner: im letzten Semester haben wir schon eine stärkere Abnahme. Ueber den Stellenmarkt ist hier bestimmtes zu sagen. Die Ueberfüllung ist noch stark. 1910 kamen in Deutschland noch auf 2000 Menschen 1 Arzt; heute sollen 1300 Menschen einen Arzt haben, 1925 sogar 1000. Dabei ist beachtlich, daß fast 40% des deutschen Volkes Mitglieder von Krankenkassen (20% vor dem Krieg) sind; daß ferner ein großer Teil des Volkes den Arzt nur im alleräußersten Notfall zu Hilfe ruft, daß die Homöopathie mächtig an Sympathie gewinnt. Im Januar 1921 waren im Leipziger Aerzteverband 4000 Stellensuchende vorgemerkt. Ich glaube, daß von den 18 000 Medizinstudierenden manche ihren Beruf niemals ausführen werden. Die Nachfrage nach Zahnärzten hat bereits nachgelassen und der Bedarf ist durch Dentisten gedeckt. Dazu sind Stellen im Militär- und Marinedienst weggefallen. Vor dem Krieg hatte Württemberg 460 Medizinstudierende; die Steigerung nach dem Kriege ging bis auf 700. Die Abwanderung ist gering; die Anschaffung des Aerzteinventars teuer. 5. Philologen: Sie teilen mit den Medizinern die schlechtesten Aussichten. Man rechnet hier bald mit einer 10jährigen Wartezeit. Württemberg scheint noch etwas besser zu stehen wie Preußen. Wir hatten vor dem Krieg ungefähr 400 und nach dem Krieg bis zu 500 Studierende mit Einschluß der Technischen Hochschule und der Chemiker (die für den Schuldienst wegfallen!) 560 zu 700. Mit diesem Jahr beginnt auch in Württemberg die Stellenlosigkeit der Neugeprüften anzufangen. Preußen hat damit schon begonnen. Es werden lange Wartezeiten nicht zu umgehen sein. 6. Chemiestudierende und Pharmazeuten: werden von den betreffenden Berufsorganisationen längst wegen Ueberfüllung gewarnt. Wer in beiden Berufen nicht Anstellung in Aussicht hat, tut gut, wegzubleiben. 7. Volkswirte: haben relativ gegenüber der Vorkriegszeit am meisten zugenommen (von 80 auf 220!). Das Wirtschaftsleben, ebenso soziale Organisationen und Gemeindeverwaltungen haben Bedarf. Mit einer Ueberfüllung ist jedoch bei der gewaltigen Steigerung der Studenten zu rechnen. 8. Forststudierende: sind durch den eingeführten numerus clausus bei der Vorprüfung am deutlichsten gewarnt worden. Der jährliche Be-

Reifeprüfung 1922

	evang. Theologie	kath. Theologie	isr. Theologie	Philosophie	Geschichte	klass. Philologie	Neu-Philologie	Rechts- und Staatswissenschaft	Forstwissenschaft	Medizin	Tierheilkunde	Zahnheilkunde	Mathematik	Naturwissenschaft	Pharmazie	Chemie	Hüttenbau
Gymnasien:	14	41	0	1	0	6	4	32	7	6	0	2	1	3	5	14	0
Realgymnasien:	2	1	0	0	0	0	10	17	4	8	2	2	1	7	6	11	2
Oberrealschulen:	0	1	0	0	0	0	8	25	4	9	2	0	6	14	4	15	1
Zusammen:	16	43	0	1	0	6	22	74	15	23	4	4	8	24	15	40	3

	Hochbau (Architektur)	Bauingenieur (Tiefbau)	Feldmeßkunst	Maschinen- u. Verwaltungsingenieur	Elektrotechnik	Verkehrswesen	Landwirtschaft	Kunst	Musik	Offizier	Seeoffizier	Kolonialdienst	Bankfach	Buchhandel	Kaufmänn. Beruf	Gewerbl. Beruf	Sonstige Berufe
Gymnasien:	2	0	0	17	11	0	4	4	2	4	1	0	38	2	22	1	16
Realgymnasien:	6	11	0	33	19	1	7	1	0	2	1	0	22	1	22	0	22
Oberralschulen:	7	16	3	54	28	0	8	1	2	2	2	0	61	5	31	4	27
Zusammen:	15	27	3	104	58	1	19	6	4	8	4	0	121	8	75	5	65

darf soll für die nächsten Jahre 8 betragen. 9. Landwirtschaft: studieren heute 400 Württemberger gegenüber 80 vor dem Krieg. Das Reichsbüro akademisch gebildeter Landwirte verwahrt sich neuestens ganz energisch gegen die Zuweisung von Studenten. Ueberfüllung sei sicher; gewarnt werden alle diejenigen, die Landwirtschaft als Notbehelf oder Konjunkturstudium ansehen. Finanzielle, gesundheitliche und moralische Voraussetzungen werden mit Recht gefordert. 10. Technischen Studenten zu raten ist bei der Unsicherheit unseres Wirtschaftslebens weit schwieriger und unsicherer als den Studenten der vorausgehenden Studiengebiete. Architektur, Tiefbau, Elektrotechnik scheinen durch die neueinsetzende Bautätigkeit (Häuser, Kanäle) einen leicht steigenden Bedarf zu haben. Bei den technischen Berufen kommt noch mehr eine bestimmte Begabungsrichtung in Frage.

Die Betrachtung des akademischen Arbeitsmarktes gibt jedenfalls zu großem Pessimismus Anlaß. Ich glaube, die Entwicklung zum Werkstudenten wird eine Milderung in doppelter Hinsicht bedeuten. Die Ausbildung in einem zweiten handarbeitenden Berufe schafft Ventile zur Abwanderung, leitet frühzeitig praktisch begabte Söhne aus sogenannten höheren Familien ab, macht eine Wartezeit erträglich, verhütet das finsterste Elend für große Kreise. Der Werkstudentengedanke, der so große Anforderungen an den Einzelnen stellt, der besonders in moralischer Hinsicht eine starke Kraftprobe bedeutet, wird den Zustrom zur Hochschule eher mindern als fördern. So hat unsere Forderung auch aus dieser Betrachtung heraus ihre Berechtigung.

Wir haben in Württemberg mit dem Jahr 1922 wohl einen Wechsel im Zustrom zur Hochschule. Das zeigt nebenstehende Tabelle (S. 62). Ob die Tüchtigkeit die Auswahl bestimmt, ist leider recht fraglich. Die Pflicht einer vorsichtigen Einwirkung und Beratung seitens der Lehrer unserer Jugend ist klar.

VII. Die „Tübinger Studentenhilfe" E. V. als ein praktischer Versuch zum Werkstudenten.

Die Grundlagen des Vereins entsprechen in manchen Zügen den von mir in den ersten Abschnitten ausgesprochenen Leitgedanken. Es ist klar, die Wirklichkeit und besonders die heutige Wirklichkeit fordert Kompromisse. Ich denke nur an unsere Kriegsteilnehmer; wer wollte bei ihnen die starken Maßstäbe einer Selbsthilfe anwenden; ich denke auch an die höheren Schulen, ohne deren Mitarbeit und ohne deren Umdenken in diesen Fragen starke Hemmungen bestehen. Ich darf diese geistigen Grundlagen des Vereins nochmals herausstellen. Wir wenden uns mit Entschiedenheit gegen diejenigen, die die aufgebrachten Geldmittel über die nächsten Notjahre „verteilen" wollen, um möglichst bald wieder die

„alten Verhältnisse" zu haben. Wir empfinden im Verein ein starkes Erziehungsinstrument. Wenn die Studentenschaft in Deutschland die geistigen Grundlagen der wirtschaftlichen Arbeit sieht, wenn sie im Werkstudenten eine Frage der Hochschulreform erkennt, wird es den Wirtschaftskörpern an Mitarbeitern nicht fehlen. Das sei den Studentenschaften gesagt, die jammern ob der Interesselosigkeit ihrer Studenten. Wenn die wirtschaftliche Arbeit nur in einem bißchen Konsumverein, im Ein- und Verkauf einiger Schuhe angesehen wird, kann man wirklich nicht verlangen, daß begeisterte Teile der Studentenschaft sich daran beteiligen.

Wir wollen klar und offen aussprechen: den meisten von denen, die Zeit und Kraft für die Vereinsarbeit aufbrachten, taten es um durch die wirtschaftliche Arbeit zu einem neuen deutschen Studenten zu verhelfen. Im Werkstudenten glaubten sie diesen Typus zu finden. Er ist Zielpunkt der Arbeit des Vereins. Berufsberatung, Darlehenskasse, Lehrwerkstätten, Arbeitsvermittlung sind Einrichtungen zur Verwirklichung des Werkstudenten. Neben diesen Einrichtungen zur Selbsthilfe bleibt als zweite ernste Aufgabe die Verbilligung des Konsums. Die Mensa, die Verkaufsstelle, Vergünstigungsamt sind solche Einrichtungen.

Um diese beiden Aufgaben gruppiert sich die Vereinstätigkeit.

Das stark wechselnde Element in der Studentenschaft und ihre Unerfahrenheit in wirtschaftlichen Fragen, ferner die Kreditfähigkeit bei der Sammlung größerer Gelder und zur Verwaltung des Vermögens bestimmte die Vereinsform. Es bestand jedoch von Anfang an Einmütigkeit, daß es sich um ein Werk studentischer Selbstverwaltung auch in dieser erweiterten Form handeln müsse, daß wir nicht einen Wohltätigkeitsverein im Auge haben; und die Gewähr dafür sollten besonders der studentische Geschäftsführer des Vereins und die studentischen Vertrauensleute in den Unterausschüssen abgeben. Der Verkehr in diesen Unterausschüssen geschieht von Student zu Student; der Ratsuchende empfindet nicht, daß dahinter in der Arbeit Dozenten und Freunde der Universität stehen. Auf die Bedeutung dieser Einrichtung brauche ich nicht einzugehen. Es hat sich in den vergangenen 1½ Jahren — seit 6. August 1920 besteht der Verein — gezeigt, daß durch diese Organisationsform die Stimmung der Studentenschaft, die Anregung aus diesen Kreisen durchdringt und daß das wechselnde Element in der Studentenschaft mit neuen Ideen und oft stürmischer Schaffenskraft seine wertvollen Seiten hat: wir haben den Bürokratismus vermieden und haben einer großen Zahl Studenten Verantwortlichkeit gelehrt und Gemeinschaftsbetätigung ermöglicht. Durch die geplante Errichtung eines Berufsamtes, das im Rahmen des Landesamtes für Berufsberatung die akademische Berufsberatung ausführt und die wissenschaftliche und statistische Arbeit leistet, ist eine Anlehnung daran durch den studentischen Berufsberater möglich. Der studentische Geschäftsführer, der Berufsberater ist und sein soll, soll bei jeder Unterstützungs-

maßnahme gehört werden; er bejaht oder verneint (mit Unterstützung des betreffenden Dozenten), ob dieser oder jener, der um Hilfe einkommt, zum Studium geeignet ist. Unterstützt wird nicht wahllos, wer in Not ist; unterstützt werden nur Studenten mit ganz bestimmten Voraussetzungen. Der stud. Berufsberater kommt mit einer großer Zahl ratsuchender Studenten in unmittelbare Berührung, ist mit den persönlichen Verhältnissen der Studenten teilweise vertraut. Er hat die Möglichkeit, arbeitssuchende Studenten die im letzten Semester stehen, auf das Fürsorgeamt zu schicken, umgekehrt jungen Stipendienjägern die Arbeitsvermittlung zu zeigen. Seine Stellung ohne starkes Vertrauensverhältnis in der Studentenschaft ist unmöglich; er muß sein hohes Amt als das eines geistigen Seelsorgers in der Studentenschaft ansehen und ausüben.

Die innere Verwaltung des Vereins liegt in den Händen eines Ausschusses aus 14 nichtstudentischen und 14 vom Asta bestimmten studentischen Mitgliedern. Die paritätische Zusammensetzung hat sich bewährt. An der Spitze steht ein Vorstand und zwei Stellvertreter, denen ein kaufmännischer Geschäftsführer zur Seite steht. Aus einer Kette verdienstvoller Mitarbeiter darf ich nicht versäumen mit großer Dankbarkeit unserer Dozenten Hegler, v. Blume, Sartorius, des Freundes unserer Studenten Exz. v. Hofacker und zuletzt unserer Studenten Dr. Tillmanns, Hartenstein, Maier, Bohnenberger, Planck (des unermüdlichen Werbers), Loeffler, Frl. Härle, Frl. v. Grodeck zu gedenken.

Aus den Satzungen des Vereins entnehme ich:

„Der Verein setzt sich zur Aufgabe, alle in das Gebiet der studentischen Wohlfahrtspflege fallenden Bestrebungen zu fördern und hiefür dienliche Einrichtungen zu schaffen und zu unterhalten. Das Rechnungsjahr des Vereins läuft vom 1. April bis 31. März des folgenden Jahres. Mitglieder des Vereins können Einzelpersonen durch einen Jahresbeitrag von 10 Mark oder einen einmaligen Beitrag von 400 Mark und Körperschaften durch einen Jahresbeitrag von 100 Mark, resp. 2000 Mark werden.

Die Mitglieder zerfallen in ordentliche Mitglieder, Ehrenstifter und Stifter. Ehrenstifter ist, wer einen einmaligen Beitrag von mindestens 5000 Mark leistet. Stifter ist, wer einen einmaligen Beitrag von mindestens 1000 Mark leistet. Eine besondere Stellung als körperschaftliches Mitglied nimmt die „Tübinger Studentenschaft“ vertreten durch den Allgemeinen Studentenausschuß ein.

Die Mitglieder, bei körperschaftlichen Mitgliedern deren Vertreter, haben das Recht, zu den Vereinsämtern zu wählen und gewählt zu werden, das Stimmrecht in der Mitgliederversammlung, das Recht zu Vereinsfragen Vorschläge zu machen, über welche der Ausschuß zu beraten und selbst zu entscheiden oder gegebenenfalls die Entscheidung der nächsten Mitgliederversammlung einzuholen hat. Mitglieder, die außerhalb Tübingens ihren Wohnsitz

bzw. Sitz haben, können diese Rechte durch mit schriftlicher Vollmacht versehene Vertreter ausüben.

Vereinsorgane sind: 1. der Vorstand; 2. der Ausschuß; 3. die Mitgliederversammlung.

Der Vorstand besteht aus e i n e r Person; im Falle dauernder oder vorübergehender Verhinderung des zum Vorstand Gewählten nimmt seine Stelle sein erster bezw. zweiter Stellvertreter ein. Der Vorstand vertritt den Verein nach a u ß e n. Nach i n n e n hat der Vorstand die Aufsicht über die gesamte Verwaltung des Vereins, er beruft die Ausschuß- und Mitgliederversammlungen, führt den Vorsitz in denselben und hat deren Beschlüsse zu vollziehen.

Der Ausschuß besteht aus dem Vorstand als Vorsitzenden, 14 nichtstudentischen und 14 studentischen Mitgliedern. Für die Beschlußfähigkeit ist erforderlich die Anwesenheit von 7 nichtstudentischen und 7 studentischen Mitgliedern, in dringenden Fällen die von 7 Mitgliedern, je außer dem Vorstand und dessen Stellvertreter.

In der Hand des Ausschusses liegt grundsätzlich die gesamte innere Verwaltung des Vereins.

Der Ausschuß ist befugt, für einzelne Zweige der Vereinstätigkeit besondere Unterausschüsse zu bilden und deren Aufgabenkreis und Zusammensetzung zu bestimmen.

Die nichtstudentischen Ausschußmitglieder und 7 Ersatzpersonen für dieselben werden von den nichtstudentischen Vereinsmitgliedern bezw. deren Vertretern aus ihrer Mitte gewählt. Mindestens ein Ausschußmitglied soll eine Frau sein.

Die Wahl erfolgt auf ein Amtsjahr und hat Ende April jeden Kalenderjahres in Verbindung mit der ordentlichen Mitgliederversammlung stattzufinden; sie ist schriftlich und geheim. Gewählt ist, wer verhältnismäßig die meisten der abgegebenen Stimmen erhalten hat; bei Stimmengleichheit der Aeltere.

Die studentischen Ausschußmitglieder werden vom Allgemeinen Studentenausschuß am Anfang jedes Sommerhalbjahres für zwei Halbjahre bestimmt. 7 Ersatzvertreter wählt der Allgemeine Studentenausschuß zu Beginn jedes Halbjahrs für ein Halbjahr.

Der Vorstand, der erste und zweite Stellvertretende desselben wird vom Ausschuß sofort nach dessen Neubildung aus den in Tübingen wohnhaften nichtstudentischen Ausschußmitgliedern gewählt.

Die Mitgliederversammlung hat den Jahresbericht und die jährliche Rechenschaftsablegung entgegenzunehmen und wegen letzteren dem Ausschuß Entlastung zu erteilen, über Anträge und Aenderung der Satzung und über Beschwerden gegen den Ausschuß, die von mindestens 30 Mitgliedern oder dem Allgemeinen Studentenausschuß unterschrieben sein müssen, zu entscheiden.

Die Mitgliederversammlung ist als o r d e n t l i c h e Ende April

jeden Jahres zur Entgegennahme vom Jahresbericht und Rechenschaftsablegung zu berufen, als außerordentliche, wenn der Ausschuß es beschließt oder der Antrag hierauf unter genauer Bezeichnung des Zwecks und der Gründe von mindestens 30 Mitgliedern oder dem Allgemeinen Studentenausschuß schriftlich gestellt wird.

Stimmberechtigt in der Mitgliederversammlung sind alle Mitglieder bzw. deren Vertreter mit je einer Stimme. Eine Ausnahme bildet das körperschaftliche Mitglied „Tübinger Studentenschaft". Diese letztere wird in der Mitgliederversammlung vertreten durch die dem Allgemeinen Studentenausschuß angehörigen Personen und die demselben nicht angehörigen studentischen Ausschußmitglieder und verfügt über soviel Stimmen, als hienach berechtigte Vertreter anwesend sind.

In der Mitgliederversammlung wird in zwei Abteilungen abgestimmt: einer Abteilung der nichtstudentischen Mitglieder bzw. deren Vertreter und einer Abteilung der Vertreter des körperschaftlichen Mitglieds „Tübinger Studentenschaft". Ein Beschluß der Mitgliederversammlung kommt zustande, wenn ein Antrag in beiden Abteilungen die Mehrheit — bei Satzungsänderungen Zweidrittelmehrheit — gefunden hat. Findet er nur in einer Abteilung die Mehrheit, so muß im Laufe der nächsten 8 Tage eine nochmalige Abstimmung beider Abteilungen über den Gegenstand stattfinden. Findet der Antrag auch dann nur in einer Abteilung die Mehrheit, so muß über denselben von den vereinigten beiden Abteilungen unter Durchzählung der Stimmen abgestimmt werden.

Beamte des Vereins sind der Schriftführer und der Rechner. Sie werden von dem Ausschuß aus seiner Mitte gewählt. Die Aemter sind ehrenamtlich zu versehen. Der Ausschuß kann dem Rechner eine zu belohnende Hilfsperson an die Seite geben, einen Geschäftsführer oder sonstige Personen zur Verfolgung des Vereinszweckes mit Besoldung anstellen.

Im Falle der Auflösung hat der Ausschuß die Liquidation herbeizuführen und das übrigbleibende Vermögen der Universität zu einer den Zwecken des Vereins entsprechenden Verwendung zu überweisen."

Die Arbeit in der Tübinger Studentenhilfe konnte in der kurzen Zeit nicht zum wenigsten aus dem Grunde erfolgreich sein, weil die Arbeit nicht nur materiell, sondern auch ideell vom Lande mitgetragen war. Die Landesuniversität hängt doch zu einem erfreulichen Teil mit dem Lande zusammen und durch solch gemeinsame Arbeit wird das Verbundensein gestärkt. Studenten haben auf landwirtschaftlichen Versammlungen, auf Hausfrauentagungen, in Industriellenvereinigungen, auf Berufsversammlungen gesprochen und es ist fast jedesmal etwas dabei herausgekommen. In einigen württembergischen Städten fanden studentische Ver-

anstaltungen zugunsten des Vereins statt. Durch Vereinbarung mit der Landwirtschaftskammer wurden die landwirtschaftlichen Bezirke Württembergs unter die 3 Hochschulen verteilt. Die Bezirksvereine haben sich zu großem Entgegenkommen verpflichtet und beliefern das Heim zu billigen Preisen mit Lebensmitteln. Studenten knüpfen persönliche Verbindungen dort an und halten die guten Beziehungen warm.

Ueber die einzelnen Unterausschüsse sei noch angefügt:

1. das Studentenheim:

Seit November 1920 hat der Verein das frühere Hotel Prinz Karl um 320 000 Mark erworben. An Stelle der alten Volks- und Studentenküche trat das umgebaute Studentenheim, das von Anfang an in reicher Benützung stand. Im Erdgeschoß liegt der geräumige 200 Personen fassende Speisesaal. Im 1. Stock befindet sich ein Lese- und Schreibzimmer mit vielen in- und ausländischen Zeitungen und ein kleiner Speisesaal, in dem studentische Verbindungen essen und in dem nachmittags Kaffee gereicht wird, und der abends geschlossenen Vereinigungen für ihre Veranstaltungen zur Verfügung steht. Im 2. und 3. Stock sind neben 15 Hotelzimmern die Büroräume, die Leihbücherei, die Schuhmacherei usw. Die Hotelzimmer stehen (aus finanziellen Gründen nötig!) jedermann zur Verfügung. Die Leitung des Heims hat Frl. Knörzer mit Unterstützung von Frl. Wäscher. Der Andrang war am Anfang des Sommer-Semester 1922 zu stark; 1100 Portionen ist die Höchstleistung der Küche. Wir waren gezwungen im D.C.S.V. Haus einen Filialbetrieb mit 150 Studenten einzurichten. Der Preis für die Mittagsmahlzeit ist im Juli 1922 6.— Mark, für die Abendmahlzeit 5.50 Mark; ermäßigter Preis für Bedürftige 4.50 Mark und 4.— Mark. Es ist selbstverständlich, daß das Heim den Korporationsstudenten ebenso zugute kommt wie den Freistudenten.

2. Einzelfürsorge:

Ich halte dafür, daß auf dem Gebiet der Einzelfürsorge die studentische Selbstverwaltung in Tübingen selbständige und für die deutsche Studentenschaft vorbildliche Wege ging. Die Gefahr des Bettelstudententums wurde abgewehrt; die Selbsthilfe des Einzelnen gefordert. Ich sagte schon, daß der heutige Student in dieser Beziehung sogar empfindlicher geworden ist als der Vorkriegsstudent. Die Bedeutung der bestehenden Stipendien ist wesentlich gesunken, die Unterstützung durch bereitstehende Mittel ohne große Wirkung gewesen. So mußte schon aus diesem Grund an Stelle einer direkten Unterstützung eine indirekte treten: Einrichtungen (Werkstätten, Arbeitsvermittlung) sollen Unterstützungen darstellen und sollen die Selbsthilfe ermöglichen. Der Einzelne hat in keinem Fall das Gefühl des Beschenkten. Wesentlich dieser Grund hat auch zur Darlehenskasse geführt. Es ist ganz selbstverständlich, daß Ausnahmen bestehen: es ist Ehrenpflicht jeder Studentenhilfe, den älteren Kriegsteilnehmern, den Kriegsbeschädigten, den

Kranken direkt zu helfen. Solche Kreise haben ein selbstverständliches Anrecht. Aber auch hier sind Naturalbeihilfen (Freitische, billige Studienmittel, Wohnungsbeihilfen, Erholungsaufenthalt usw.) den Geldgaben vorzuziehen. Man kann sich auch einseitige Gelehrtennaturen denken, denen eine praktische Handarbeit fast unmöglich ist; auch hier ist solche Hilfe am Platz. Individuelle Behandlung mit Unterstützung der Dozenten, der Heimatbehörde, mit Unterstützung des Berufsberaters müssen die Würdigkeit bejahen. Ein Anerbieten einer Hilfe seitens der Fürsorge kommt manchmal sogar in Frage. Der Verein hat besonders im letzten Wintersemester zwei rührend tätige studentische Einzelfürsorger gehabt, denen psychologische Fähigkeit und Verantwortungsbewußtsein eigen war. Aus dem Quäkerfond und aus Vereinsmitteln konnten im vergangenen Jahr über 15 000 Freitischportionen gereicht werden. Die oben bezeichneten Gründe sprachen im letzten Semester aber für einen allmählichen Abbau. Neben den Werkstätten (s. u.) haben wir weitere Wohltätigkeitseinrichtungen geschaffen:

1. Die Leihbücherei, die die wichtigsten Lehrbücher und Grundrisse auf längere Zeit ausleiht. Im letzten Winter-Semester wurden dafür 13 000 Mark bewilligt; eine größere Zahl Bücher wurde geschenkweise überlassen. Ein Anfang mit 487 Werken ist gemacht. Bei den teuren Bücherpreisen ist ein weiterer Ausbau erwünscht.

2. Die Flickstube, die Wäsche und Kleidungsstücke billig ausbessert.

3. Die studentische Wäscherei, die besonders sorglich die studentische Wäsche behandelt (ohne scharfe Chemikalien) und billig arbeitet.

4. Der Verkaufsraum: besonders für minderbemittelte Studenten hat der Verkauf von Kleidern, Wäsche usw. in letzter Zeit eine große Bedeutung erhalten. Diese Stelle hat einen weiteren Ausbau (im Anschluß an die allgemeinstudentische Warenvermittlungsstelle in Frankfurt a. M.) erfahren. Rücksicht auf die kleinstädtischen, handwerklichen und kaufmännischen Kreise ist in einer kleinen Universitätsstadt dabei nötig.

Für die Tübinger Studentenschaft kann als freudige Feststellung gebucht werden, daß ein erheblicher Teil der Ausgaben dafür durch Selbstbesteuerung innerhalb der Studentenschaft aufgebracht wurde.

5. Die Darlehenskasse: es ist bereits gesagt: der Werkstudent fordert die Darlehenskasse. In hohen Semestern ist Werkarbeit ausgeschlossen. Das Darlehen wird weitsichtig gereicht (geringer Zinsfuß, Wegfall bei Tod oder Krankheit usw.).

Einen Arbeitsbogen, den ich als Verwalter einer Erziehungsstiftung ausgearbeitet habe und der mir in seiner Fragestellung das Wesentliche bei einer Beurteilung wiederzugeben scheint, füge ich an:

Arbeitsbogen.

I. Allgemeine Personalien.

1. Alter: 25 Jahre
2. Staatsangehörigkeit: Württemberg
3. verheiratet: nein; Zahl und Alter der Kinder —
4. Gesundheitsverhältnisse: z. Zt. nicht gut
5. Kriegsteilnehmer (Zeit, Etappe, Beschädigt %): 2¾ Jahre bei Res.-Feld-Art.-Rgt. 54

II. Familienverhältnisse:

1. lebt der Ernährer? ja; erwerbsfähig? ja; Kriegsverlust? nein.
2. jährliches Gehalt: Gehaltsklasse VII.
3. Vermögen (Liegenschaft, bewegl. Vermögen, Kapital, Ziel): 15 000 Mark Kriegsanleihe.
4. Zahl der unversorgten 1, versorgten 2 Kinder (1 älterer Bruder hilft als Bankbeamter)
5. besondere Ausgaben (Krankheit, Kinder auswärts in Schulen usw.). —
6. Selbsthilfe (Mutter im Beruf? Geschwister? Verwandte? Selbsthilfe erschöpft?) nicht möglich.

III. Studienverhältnisse:

1. im wievielten Semester? 7. wieviel verloren? —
2. vorgeschriebene „ ? 8. umgesattelt? —
3. wieviel Semester noch nötig? 1 (überzählige Semester zu begründen!)
4. Selbsthilfe (genaue Angabe, wann, wieviele, wie lange, wo gearbeitet? Tarif?) im Ganzen 4 Monate im Torfwerk Ostrach; 3000 Mark erspart.
5. Unterstützung:
   a) Studentenhilfe (Studentenküche? Bücher? warum noch nicht?) halber Freitisch.
   b) Stipendium: von Markelstiftung monatlich 150 Mark
   c) Kolleggelderlaß, Aufschub, Ermäßigung? ja
   d) Rente: nein
6. Studentische Verbindung: nein.

IV. Beurteilung:

1. durch Vertrauensleute: das Pfarramt des Heimatortes empfiehlt das Gesuch.
2. durch Dozenten:
   a) allgemeine: Bewerber wird als bescheiden und charaktervoll bezeichnet.
   b) Seminarzeugnis: Geschichte gut; Französisch gut. Die wissenschaftliche Leistung wird gewertet.
   c) Dekanatsprüfung (warum nicht?) ja, gut.
3. Durch Studenten, Korporationen usw.: Bewerber hat in der studentischen Selbstverwaltung in früheren Semestern mitgeholfen. Er wird geschätzt.

V. Behandlung des Gesuches.

Vermögenszeugnis beglaubigt? ja
Erkundigung noch bei? —
Kosten im Jahr: 9000 Mark,
„ „ Ganzen 9000 Mark.
Aufbringung der Kosten
durch Familie 4000 Mark
„ Selbsthilfe 1000 Mark
„ Darlehenskasse 4000 Mark
Antrag des Gesuchstellers: 5000 Mark Darlehen.
Antrag des Vertrauensmannes der Stiftung: Darlehen von 4000 Mark.

3. Die Werkstätten:

Das Ueberangebot an studentischer Arbeitskraft, Lieferung billiger Produkte für die Studentenschaft und die Schaffung von Lehrstätten haben zur Errichtung unserer Werkstätten geführt. Es ist selbstredend, daß der Schwerpunkt studentischer Handarbeit in den Ferien und vor dem Studium liegt. Mit der völligen Ablehnung der körperlichen Semesterarbeit geht man zu weit. Eine gewisse Zeit im Tage mit körperlicher Arbeit ausgefüllt, besonders in jungen Semestern, kann jedes Studium vertragen. Richtig ist, daß der Lehrcharakter der Werkstätten im Vordergrund stehen soll. Studenten aus allen Werkstätten haben mir den persönlichen Gewinn durch ihre Lehrzeit bestätigt. Mit einfachen Werkzeugen, mit wenig Kapital, an jedem Ort, dabei mit innerer Befriedigung und mit Interesse ist solche Arbeit — auch in einer späteren Wartezeit — möglich. Einblick in's praktische Leben; Hochachtung vor der Handarbeit werden alle Teilnehmer als Gewinn buchen.

1. Die Buchbinderei; die erweitert und mit Maschinen im Preis von 30 000 Mark ausgerüstet wurde, bietet Platz für 15 Leute. Der Lehrer, an der Kunstgewerbeschule in Stuttgart ausgebildet, unterrichtet gegenwärtig 50 Studenten; jeder arbeitet täglich 2 Stunden. Die Kursdauer von 4 Wochen im letzten Semester hat sich als zu kurz erwiesen. Der Andrang von studentischer Seite ist groß, sodaß mancher Student zurückstehen muß. Die Kursgebühr beträgt 5 Mark. Für eigene Arbeiten werden den Studenten nur Materialkosten und ein kleiner Zuschlag für die Abnützung der Werkzeuge berechnet. Uebernommene Aufträge werden im Akkord entlohnt. Der Verdienst in der Stunde für fremde Arbeit ist ungefähr 10 Mark. Aufträge aus der Studentenschaft liegen genügend vor. Aber nur bedürftige Kommilitonen zahlen billigere Preise als die üblichen Sätze. Es empfiehlt sich schon heute eine Spezialisierung z. B. auf die Herstellung von Oeltunke- oder Kleisterpapieren. Eine schädliche Konkurrenz für das hiesige Handwerk soll unterbleiben. Schon einige Erstlingsarbeiten des letzten Semesters kamen auf Ausstellungen ins Ausland. In diesem Semester (Febr. 22) war die erste größere Ausstellung,

die einen unerwarteten Erfolg darstellte. Sie ist zahlreich besucht worden und hat auch in künstlerischen Kreisen (ganz besonders durch die schönen Bücher) überrascht.

2. Die Schuhmacherei ist schon im Dezember 1920 als erste Werkstätte entstanden und ist in der Zwischenzeit angewachsen. Ein Meister, ein Hilfsarbeiter, ein Gesell und ein Lehrling sind neben Studenten tätig. Vom Februar bis Juli wurden 6 Kurse zu 3—4 Stunden abgehalten. Die Schuhmacherei als Lehrwerkstätte tritt jedoch zurück gegenüber der Schuhmacherei als billige Reparaturstätte. Die Preise halten sich den Stadtpreisen gegenüber um 20% billiger. Monatlich werden bis zu 380 Paar Stiefel ausgebessert.

3. Das Schreibmaschinenbüro kann nicht annähernd die Lernbegierigen fassen. Wir haben z. Zt. über 100 Kursteilnehmer. Es stehen uns künftig 8 Schreibmaschinen zur Verfügung. Eine hauptamtlich angestellte Lehrerin gibt den Unterricht. Das Kursgeld beträgt 25 Mark. Zur Ergänzung der Maschinenschreibkurse sind Unterrichtskurse in Kontor- und Buchführungspraxis (z. Zt. 35 Teilnehmer) ebenso in Stenographie eingerichtet. Das Büro dient nicht nur als Lehrwerkstätte; es gibt ebenso Arbeitsgelegenheit für ausgebildete Studenten. 7 Studenten arbeiten augenblicklich für Lohn.

4. Die Gärtnerei ist bedeutend erweitert worden. Ein angestellter Gärtner soll Unterricht geben, er versorgt gleichzeitig das Heim.

Eine Lehrschreinerei (Holzwerkstätte) ist geplant.

4. Arbeitsvermittlung:

Die große Bedeutung des Amtes erfordert ein näheres Eingehen. Die Semesterarbeit wurde oben gestreift; sie tritt besonders in kleinen Universitätsstädten zurück. Dagegen hat die Ferienarbeit großen Umfang. In den Sommerferien 1920 suchten 360 Tübinger Studenten solche Arbeit; nur 145 konnten untergebracht werden; in diesem Jahre dagegen wurden 210 Arbeitsstellen angeboten. Nach vorsichtiger Schätzung war jedesmal dieselbe große Zahl außerdem in praktischer Arbeit tätig. Während in den vorletzten Ferien landwirtschaftliche Arbeiter, Torfarbeiter und 29 Hauslehrer die Zahl ausmachten, war die Verwendung in diesen Ferien hauptsächlich in der württembergischen Industrie. Das freundschaftliche Verhältnis zu ihr kam uns zu statten. Verhandlungen mit zentralen und örtlichen Arbeitgeberverbänden, mündliche Berichte auf Vertreterversammlungen der Industrie besonders die Hilfe unseres Vereinsmitgliedes Dr. Richard Werner und seines Mitarbeiters Major Schall führten zum Ziel. Der Syndikus des Heilbronner Industriellenverbandes verschaffte allein 21 Stellen. Mit besonderer Freude sei festgestellt, daß alle 13 Firmen, die in den Osterferien Studenten aufnahmen, zur Neuaufnahme bereit waren

und außerdem in befreundeten Kreisen warben. In Zukunft sollen durch besonderes Entgegenkommen des Landesamtes für Arbeitsvermittlung, besonders seines Vorstands, Oberregierungsrat Gehring, die Bezirksarbeitsämter die Arbeitsstellen an das studentische Arbeitsamt (das die besondere individuelle Art der Vermittlung an Studenten natürlich nicht aus der Hand geben kann) weitergeben. Neben der Industrie gab die Landwirtschaft Arbeit ab. Sie hat Vorteile: sie verhilft zur Kräftigung und Gesundheit, sie verschafft die Bekanntschaft mit einem besonders wertvollen eigenartigen und bodenständigen Volksteil, sie schafft Freude an der Natur, und am heimatlichen Leben, sie ermöglicht auch Arbeit, wenn vielleicht die Arbeitslosigkeit eine Aufnahme in der Industrie verbietet und sie macht — von nationalem Gesichtspunkt aus erwünscht — die Verwendung von ausländischen Arbeitern entbehrlich. Sie hat Nachteile: der Verdienst ist bescheiden; die Erntezeit fällt gewöhnlich nicht mit den Hochschulferien zusammen.

Eine gute Vermittlung setzt einen zuverlässigen Apparat, eine besonders sorgliche mit dem Berufs-Amt und dem Fürsorge-Amt in Verbindung stehende individuelle Behandlung voraus. Das einzelne Kartothekblatt enthält auf der Vorderseite neben genauen Personalien die Vorkenntnisse und die genauen Wünsche, auf der Rückseite Raum für die Charakteristik des Bewerbers (zusammengetragen aus den einzelnen Aemtern, dem Fragebogen und dem unmittelbaren Eindruck). Jeder Ferienarbeiter muß sich auf die ausgehändigten Richtlinien unterschriflich verpflichten. Diese enthalten sehr eingehende Vorschriften für die Arbeit und für das außerdienstliche Verhalten. Der Student steht als Vertreter einer Studentenschaft, hat dieser Gesamtheit gegenüber Verpflichtung. Ebenso verpflichtet sich der Ferienarbeiter nach Beendigung der Arbeit schriftlichen Bericht über die Arbeitsbedingungen, Verdienst, Ersparnisse, das Verhältnis zur Betriebsleitung, zu Angestellten und Arbeitern und über sonstige Eindrücke und Erfahrungen abzugeben. Außerdem haben Erfahrungen in der vorangehenden Ferienarbeit besondere „Instruktionsstunden“ am Schluß des Semesters sich empfohlen; sie wurden eine Woche lang allabendlich vom Vorsitzenden des Ausschusses Generalleutnant von Hofacker abgehalten und hatten neben praktischen Fragen besonders soziale Fragen zum Inhalt. Außerdem bestand für den Ferienarbeiter die Verpflichtung, sich vor und nach der Arbeit in der Poliklinik ärztlich untersuchen zu lassen.

Auf Grund dieser Bestimmungen war eine wertvolle Verarbeitung möglich. Ich stelle daraus als bedeutsam fest: im Gegensatz zu den vorangehenden Ferien sind nirgends seitens der Arbeitgeber, der Arbeiter, der Studenten irgendwelche Klagen laut geworden. Betragen und Leistung der Studenten werden vielfach mustergiltig anerkannt, es wird bestätigt, daß der Ferienarbeiter einen vollen Arbeiter ersetzt habe. Es ist der Studentenschaft eine Ehre von den vielen erfreulichen Berichten der Arbeitgeber

zu erfahren. Kein Fabrikant hat künftige studentische Arbeit ausgeschlagen. Ich lasse einige kurze Berichte folgen:

„. . . . Mit den Leistungen und der Führung des Herrn S. war ich voll und ganz zufrieden. Herr S. hat sich verhältnismäßig gut und sehr rasch in den betreffenden Abteilungen eingearbeitet, trotzdem ihm die Arbeit ja vollständig neu und unbekannt war. Herr S. besitzt eine rasche Auffassungsgabe und hat sich stets sehr große Mühe gegeben und von morgens bis abends mit großem Fleiß und Hingebung gearbeitet. Auch sein Verhalten zu den Arbeitern war ein sehr gutes, sodaß also Unregelmäßigkeiten oder Differenzen nicht entstanden sind, was eigentlich anzunehmen war, da z. Zt. die Arbeiter auf Neueingestellte nicht gut zu sprechen waren, weil alle Betriebe unter großem Arbeitsmangel zu leiden hatten . ."

„. . . . Sie haben alle einen guten Arbeitswillen an den Tag gelegt, waren sehr fleißig und haben die ihnen übertragenen Arbeiten gut und zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeführt. Wie ich aus persönlichem Verkehr mit einzelnen Studenten erfahren konnte, liegt ihnen hauptsächlich viel daran, in den Betrieb, in die Fabrik selbst zu kommen, um an Ort und Stelle zusammen mit den Arbeitern arbeiten zu dürfen, deren Arbeit und Lebensweise, ja das Los der Arbeiter kennen zu lernen, was teilweise für ihren späteren Beruf von großem Nutzen sein wird, und ich werde, soweit es mir möglich ist, ihren Wunsch dieserhalb gern erfüllen . . . ."

„. . . . Die Arbeitswilligkeit der beiden Herrn befriedigte uns vollständig. Auch ihre Leistung und Führung war eine recht gute. Beim Austritt haben wir den Herrn auch dementsprechende Zeugnisse erteilt. Auf Grund der erzielten Resultate können wir feststellen, daß uns die erstmals in größerem Umfange gemachten Versuche der Beschäftigung von Studenten während der Ferien befriedigten, und wir sind nicht abgeneigt, sofern für Tübinger Studenten jeweils geeignete Arbeiten vorliegen, auch in kommenden Ferien solche Leute aufzunehmen . . . ."

„. . . . teilen wir Ihnen mit, daß wir auch in diesem Jahr mit den bei uns während der Ferien beschäftigten Studenten sehr gute Erfahrungen gemacht haben. Dieselben waren äußerst willig und fleißig, haben sich mit den Arbeitern gut vertragen und werden von ihren direkten Vorgesetzten auch jetzt nachträglich sehr gelobt. Um den Herren unsere Zufriedenheit zum Ausdruck zu bringen, haben wir denselben beim Austritt eine besondere Studienhilfe von einigen hundert Mark ausbezahlen lassen. Nach den bisherigen Erfahrungen sind wir gerne bereit, auch künftig wieder während der Ferien Studenten bei uns aufzunehmen. Abgesehen von der wirtschaftlichen Hilfe erblicken wir den Hauptwert dieser Beschäftigung in einem industriellen Betriebe darin, daß sie eine Zeit lang in enge Fühlung mit der werktätigen Arbeit und auch mit der Arbeiterschaft treten . . ."

In Fabriken mit besonders weitgehender Arbeitsteilung ist ein Einarbeiten rasch möglich. Während einzelne Berichte der vorletzten Ferien von einer Mehrleistung bis zu 136% (in einem Fall!) der normalen Leistung sagten, haben die diesmaligen Berichte erkennen lassen, daß die Einarbeitung bei weniger detaillierter Arbeit eine schwierige, aber schon nach einer Woche möglich ist. Es ist zu beachten, daß wir hier die heutige Uebergangszeit mit ungelernten Studenten spüren. Sowohl die Firma Bosch als Junghans sind bereit für diese Uebergangszeit Studenten als Handarbeiter auszubilden und zwar so, daß derselbe Student in mehreren Ferien in verschiedenen Werkabteilungen untergebracht wird, um eine spätere Verwendung zu ermöglichen. Als eigentliche Arbeiter im Betrieb haben (außer Büro) 65 Studenten gearbeitet: 6 als Chemiker, 15 als Schlosser, 14 als Packer, 8 als Hofarbeiter, 22 im Schacht. Einige Berichte geben darüber Einblick:

„. . . wir schafften als Taglöhner und hatten so alle Arbeiten zu verrichten wie sie gerade kamen . . ."

„. . . Die Betriebsleitung und auch die Angestellten zeigten sich sehr entgegenkommend; meine Wünsche, in verschiedenen Abteilungen und innerhalb einer Abteilung mit der Arbeit wechseln zu dürfen, um mit möglichst viel Arbeitern in Berührung zu kommen, wurden stets soweit als möglich berücksichtigt . . ."

„. . . Das Entgegenkommen der Betriebsleitung war recht groß, es war allgemein ein Verständnis für die Notlage der Studierenden herauszufühlen. Die Fabrikherrn selbst sorgten dafür, daß wir einen Einblick und Verständnis über Fabrikation und Geschäftsverkehr erhielten. Ebenso kamen sie uns auch im Privatverkehr weit entgegen, machten mit uns einen Ausflug, erkundigten sich nach unseren Verhältnissen . . ."

„. . . In Anbetracht seines Berufes habe ich Herrn S. zunächst in meiner Spezialabteilung für Knotenfangzylinder als Hilfsarbeiter untergebracht, um ihn allmählich in die Metallbranche einzuführen. Nach einiger Zeit habe ich Herrn S. in meiner Armaturenschlosserei beschäftigt . . ."

„. . . In den ersten 3 Wochen arbeitete ich in der „Dreherei" für Taschenuhrenbau an Maschinen, wo im letzten Semester ein Kommilitone 150% über die Akkordarbeitsgrenze erreicht hat. Wenn auch solche Höchstleistungen auf die Dauer unmöglich sind, so kann jedenfalls in kürzester Zeit die Akkordgrenze weit überschritten werden, mindestens so gut wie von den einfachen Arbeitern. In einer solchen Abteilung ist die beste Gelegenheit, seinen Lohn zu steigern . . . Ganz anders ging es mir in der Zusammensetzerei von Taschenuhrenbau: hier geht es außerordentlich schwer, die Akkordgrenze zu erreichen. Ich konnte sie z. B. innerhalb 3 Wochen nicht erreichen . . ."

„. . . . In unserer Firma waren über die 6 Wochen der Osterferien insgesamt 16 Studenten als Ferienbeschäftigte tätig; und zwar nicht nur künftige Ingenieure und Chemiker, sondern es fand sich auch Arbeit für Juristen, Theologen und andere, die gerne einfache Schreib- und Rechenarbeiten auf sich nahmen. Wir sind bei der Auswahl unserer Ferienbeschäftigten von dem Grundsatz ausgegangen, vor allem solche Studierende zu berücksichtigen, die aus ihrer Tätigkeit bei uns auch für ihren späteren Beruf einen Gewinn haben könnten. Für den künftigen Ingenieur trifft dies ohne weiteres zu; aber auch dem Juristen kann es von Wert sein, sich einmal über die Lohn- und Arbeiterverhältnisse eines Großbetriebes unterrichten zu können, und der Theologe wird aus dem Umgang mit Menschen aus Bevölkerungsschichten, mit denen er während seiner Studienzeit wohl wenig zusammenkommt, manches lernen . . . .“

„. . . . . durch die Freundlichkeit der Betriebsleitung kamen wir 6 Tübinger Studenten fast an allen Arbeitsarten herum, die es im Salzwerk gibt: meist in Gruppen von 2 Leuten arbeiteten wir im Schacht (schwere Arbeit), an der unteren Hängebank (mittelschwere Arbeit) und an der oberen Hängebank (schwere Arbeit) und in der Mühle (leichte Arbeit) . . .“

Ueber die einzelnen Leistungen, die Raschheit des Einarbeitens liegen bei der Verschiedenartigkeit der Betriebe und der verschiedenen Veranlagung und Vorbildung auch verschiedene Berichte sowohl von studentischer als von Fabrikantenseite vor. Im allgemeinen gilt über den Betrieb: je größer die Arbeitsteilung desto rascher die Einarbeitung aber desto geringer die Arbeitsfreude.

„. . . . Einer der Bauingenieure war in der Triebpoliererei beschäftigt und erreichte an dieser schwierigen Arbeit ein Plus bis zu 136% (!!) der normalen Leistung. Die Einlernzeit beträgt 2 Monate, der Betreffende hat sich auffallend rasch eingearbeitet. Die Verdienste der Herren waren folgende: 25,71 Mark, 29,67 Mark, 26,21 Mark. (Frühjahr 1920).

Frühjahr 1921. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Frage, ob ein Studierter, der nach Absolvierung seines Studiums keine Anstellung findet, sein Leben fristen könne, vollkommen einwandfrei gelöst ist. Die heutige Industrie mit ihrer weitgehenden Arbeitsteilung ermöglicht es jedem Menschen, rasch seinen Lebensunterhalt zu verdienen, sofern er nur überhaupt arbeiten will. Die heutige Industrie bietet auch Räumlichkeiten und hygienische Einrichtungen, welche dieses Arbeiten in der Fabrik durchaus nicht unangenehm gestaltet . . .“

. . . . Sollte bei dem einen oder dem andern der Herren der Gedanke bestehen, daß es doch wohl besser sei, einen Beruf zu erlernen, so kann auch dies in einer modernen Fabrik geschehen. In diesem Fall müßte z. B. der betreffende Herr mit unserer Fabrik ein Ab-

kommen treffen, daß er alljährlich eine bestimmte Anzahl von Monaten bei uns zubringt und unsere Firma würde sich unter gewissen Voraussetzungen verpflichten, ihn nach und nach an alle, zum Uhrmacherhandwerk gehörigen Arbeiten zu bringen, sodaß er später jederzeit als Uhrmachergeselle arbeiten kann. Dies hätte auch den großen Vorteil, daß er als ein bei uns gelernter Mann auch am ehesten und zwar dann in gehobener Stellung unterkommen könnte. Dasselbe gilt für Herren, welche sich im Fahrradbau spezialisieren oder im Nähmaschinenbau oder Schreibmaschinenbau . . ."

„. . . . Was meine Arbeit betraf, so war die Einarbeit in wenigen Tagen geleistet. Ich glaube diese Schwierigkeit wird oft überschätzt. Der Student als geistiger Arbeiter hat doch eine so rasche Auffassungsgabe, daß er sich rasch in einen doch meist recht spezialisierten Zweig eines Betriebes durchfindet . . ."

„. . . . Ich war an den Schlepperposten auf der schlechtesten Strecke des Reviers gestellt worden, den vor mir einer der jüngeren Kommilitonen inne hatte. Die mir gestellte Aufgabe war nach meinen Eindrücken: nicht nur meine ganze Kraft herzugeben und auf dem Posten auszuhalten wie mein Vorgänger, sondern auch zu zeigen, daß auch Studentenarbeit selbständig ganz und sachgemäß praktisch getan sein kann. Die anerkennenden Worte des Heuers überzeugten mich von der Richtigkeit meiner Wahrnehmung und zeigten mir die Richtlinien meines Verhaltens . . ."

„. . . . Zuerst arbeitete ich an einer Maschine, wo ich sehr bald die Akkordgrenze erreichte. Nach etwa 4 Wochen konnte ich an einen anderen Platz versetzt werden, wo ich drei bestimmte Räder in ein Weckerwerk einzusetzen hatte. Obgleich ich 6 Wochen noch an diesem Platz war, überschritt ich die Akkordgrenze nicht sehr wesentlich. Andere, die ihre ganze freie Zeit feinere Handarbeiten zu machen hatten, erreichten erst ganz am Ende den Akkord. Und doch sind gerade diese feineren Zusammensetzarbeiten für das Erlernen eines Nebenberufs von größter Bedeutung. Auf Grund meines Weckerzusammensetzens konnte ich als ich nach Hause kam mehrere Wecker und Wanduhren in der Verwandtschaft wieder in Ordnung bringen. Ich persönlich werde in Zukunft stets gezwungen sein, einen großen Teil meiner Studienmittel selbst zu erwerben . . ."

„. . . . Antwortlich Ihres Schreibens vom 26. Oktober können wir Ihnen nur sagen, daß wir die Tätigkeit, den Arbeitswillen und den Fleiß der 3 Studenten, welche wir während der Ferien bei uns aufgenommen hatten, in jeder Beziehung voll und ganz anerkennen müssen. Selbstverständlich reichen die Leistungen der Herren, welche aus ihrem Studium heraus sich plötzlich ganz fremden Verhältnissen gegenübergestellt sehen, eben bis zu einer gewissen Grenze, denn es ist eben nicht möglich, innerhalb einiger Wochen aus einem Studenten einen Kaufmann zu machen . . ."

Ueber die Bezahlung ist in einem anderen Kapitel berichtet

worden. Erhebliche Ersparnisse sind nur bei großer Sparsamkeit und einfachster Lebensführung möglich. Es wird sich zeigen müssen, wie weit zur Erhöhung der Ersparnisse eine Unterbringung im Heimatort, oder freie Station, oder freie Wohnung bei Vereinsmitgliedern oder in Schülerherbergen möglich wird.

Ich möchte noch aus dem Bericht des sehr verdienstvollen studentischen Leiters des Arbeits-Amtes seine Eindrücke zur letzten Ferienarbeit und zur Frage des „seitherigen" Werkstudenten wiedergeben: „Man darf sich den Werkstudenten nicht vorstellen als Menschen, der in verbissenem Trotz an der Maschine steht und mit zäher Energie Groschen zu Groschen legt, sondern man darf die ganze Frage von viel freundlicherem Gesichtspunkt aus betrachten. Wir können mit großer Genugtuung sagen, daß unsere Ferienarbeiter den Weg des Werkstudenten nicht geschritten sind mit dem Gefühl, von einem unausweichlichen Zwang vergewaltigt zu werden, sondern innerlich frei und frohen Mutes im Bewußtsein der Verantwortung und der Aufgabe, die hier für Volk und Studentenschaft zu lösen war. Einblick in die Arbeitsverhältnisse zu gewinnen ist nur möglich durch die gemeinsame Arbeit, niemals durch schöne Vorträge und gute Bücher. Der handarbeitende Student zwingt dem Arbeiter Achtung ab, er geht aus sich heraus und offenbart ihm manches, was ihm sonst verborgen geblieben wäre. Auch von Seiten der Arbeitgeber findet der Gedanke, Studenten und Arbeiter einander näher zu bringen, Billigung und Förderung. Die ganze soziale Einstellung des Studenten hat bewirkt, daß es nirgends zu Reibereien mit der Arbeiterschaft gekommen ist. Auch nicht in Fällen, wo anfänglich sehr starkes Mißtrauen bestand wie z. B. im Bergwerk, wo die Studenten zumeist als bestellte Streikbrecher angesehen wurden. Ueberall haben die Studenten nach kurzer Zeit im besten Einvernehmen mit ihren Arbeitskollegen gearbeitet. Besonders aber ist der Gedanke wertvoll, daß die Ferienarbeit den Akademiker für das praktische Leben geeigneter macht. Fast alle Ferienarbeiter schreiben, daß es für jeden Studenten, gleich welcher Fakultät, nur gut sein könne, wenn er schon während seiner Studienzeit mit der rauhen Wirklichkeit in Berührung komme, daß Juristen, Theologen, Mediziner und Philologen dem Leben nachher ganz anders gegenüberstehen, wenn sie Denken und Fühlen der Volkskreise kennen gelernt haben, mit denen sie ihr späterer Beruf zusammenführt. Die praktische Fähigkeit wirkt für die Theorie außerordentlich befruchtend, die Ferienarbeit ist von mittelbarem und unmittelbarem Nutzen für das Studium selbst und also nicht verlorene Zeit."

Die beiden letzten Statistiken zeigen noch 2 interessante Feststellungen: 1. Die Verteilung der Ferienarbeit auf die Fakultäten, auf die Semesterzahl und das Alter. 2. Die Verteilung der Ferienarbeiten auf die verschiedenen Arbeitszweige. Beachtlich ist bei der ersten Statistik die hohe Zahl der Theologen und die hohe Zahl der ganz jungen Semester.

Fakultät	Zahl	Semester	Zahl	Alter	Zahl
jur.	66	I	54	18	32
phil.	30	II	44	19	37
med.	25	III	25	20	52
chem.	12	IV	31	21	26
rer. pol.	10	V	11	22	22
rer. nat.	6	VI	22	23	9
päd.	3	VII	2	24	6
math.	1	VIII	2	über 24	11
theol.	64	über VIII	2		
	197				

Branche:	Firmen	Stellenangebot	vergeben	davon Büro	Fabrik
Metallindustrie	18	50	47	26	21
Textilindustrie	13	25	20	8	12
Lederindustrie	4	5	5	4	1
Zementindustrie	3	7	7	3	4
Papierindustrie	3	7	5	3	2
Bergwerk	5	42	30	2	28
Verschiedene	11	17	15	15	—
Landwirtschaft	20	58	24	—	24
	77	211	153	61	92

Die Tübinger Studentenhilfe konnte — das sei zum Schluß festgestellt — unter drei Voraussetzungen erfolgreich arbeiten: dem Idealismus und die freudige Schaffenskraft der Studenten, die praktische Erfahrung der Dozenten und Freunde der Universität und der Opfersinn des Landes Württemberg, das heute zu seiner Universität in ein näheres freundschaftliches Verhältnis getreten ist.

Wenn der verheißungsvolle Anfang der Vereinsarbeit, die auf der *Selbstverwaltung* aufgebaut und die die *Selbsthilfe* zum Ziel hat, im seitherigen Geist und mit der seitherigen Verantwortung weitergeführt wird, wird der Segen für unser heute armes Vaterland nicht ausbleiben.



Werkstudenten bei Waldarbeiten.
(Mit Genehmigung von stud. theol. Eisenhart.)



Frühstückspause einer Werkstudentenkolonie.
(Mit Genehmigung von cand. rer. nat. Maier.)

Werkstudenten in der Küche.



Werkstudentinnen in der studentischen Wäscherei in Tübingen.



Studentische Buchbinderwerkstätte in Tübingen.



Studentisches Schreibmaschinenbüro in Tübingen.

Studentische Buchbinderei Tübingen.



Studentische Schuhmacherwerkstätte in Tübingen.


3 0112 058755098